

Anwesenheit in der Geschichte

Problemaufriss und Perspektiven

Abstract: Face-to-Face Interaction in History: Reframing the Problem. The current pandemic has shown how important face-to-face interaction is for individuals and societies. Nevertheless, historical research has so far largely ignored the key role of presence and its history. Against this background, the article first illustrates that the concept of presence is more presuppositional than one might think. Second, it outlines a concept of interaction regimes, which will subsequently be applied in an exemplary fashion to the history of international politics since the twentieth century.

Key Words: attendance, presence, international history, summits, interaction, face-to-face

In den letzten drei Dekaden hat sich die *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* einen festen und sichtbaren Platz in der internationalen Publikationslandschaft unseres Fachs erarbeitet.¹ Sie ist ein Organ, das zu laufenden Debatten wesentlich beiträgt und diese vorantreibt. Deswegen freue ich mich sehr, aus Anlass des dreißigjährigen Bestehens der OeZG diese Keynote halten zu dürfen – eine Ehre, für die ich der Zeitschrift und der Universität Wien danke; eine Ehre, die lediglich durch die Corona-bedingten Einschränkungen

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2021-32-2-13>



Kiran Klaus Patel, Historisches Seminar, Ludwig-Maximilians-Universität München, PF 105, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, Deutschland; patel@lmu.de

1 Zum Aufsatz erweiterte Keynote, die anlässlich des (einund)dreißigjährigen Bestehens der OeZG am Donnerstag, 6. Mai 2021 gehalten wurde. Die Festveranstaltung fand pandemiebedingt online statt. Ich danke neben dem Team der OeZG (hier besonders Ernst Langthaler) und der Universität Wien Frieda Ottmann für Unterstützung mit der Aufbereitung der Statistiken. Ich danke außerdem dem Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt, besonders Hartmut Rosa, Jörg Rüpke und Bettina Hollstein, für ein Distinguished Fellowship im Wintersemester 2021/22, das mir bei der weiteren Bearbeitung dieses Themas hilft. Redaktion des Beitrags: Oliver Kühschelm.

kungen getrübt wird. Diese äußeren Umstände sind der Grund dafür, dass ich nicht mit Ihnen und Euch in Wien sein kann, sondern dass der diesem Aufsatz zugrunde liegende Vortrag im Videokonferenz-Format stattfinden muss.

Damit sind wir schon mitten im Thema. Denn es geht mir im Folgenden um Anwesenheit als einer besonders in der Neuesten Geschichte bisher vernachlässigten Dimension von Vergangenheit, deren systematische Analyse meines Erachtens großes Potential hat. Durch die Pandemie und die drastischen Einschränkungen direkt-physischer Begegnungen drängt sich dieses Thema heute geradezu auf, und die Einladung der OeZG bietet mir die willkommene Gelegenheit, um erstmals darüber in einem wissenschaftlichen Rahmen zu sprechen. Im Folgenden geht es somit um Anwesenheit – und damit das, was uns allen in der Corona-Krise so sehr fehlt.

Ich möchte zunächst zeigen, dass der Begriff Anwesenheit voraussetzungsreicher ist, als man vielleicht meinen mag. Darauf aufbauend soll ein zweiter Schritt ein Konzept von Anwesenheitsregimen als Zugang zur Vergangenheit skizzieren, bevor dieses drittens auf ein Beispiel angewandt wird, um abschließend die Ergebnisse zusammenzufassen und Perspektiven künftiger Forschung zu umreißen.

Der Beitrag versucht so, dem Anspruch der OeZG gerecht zu werden, die seit ihrer Gründung für ein besonderes Interesse am inter- und transdisziplinären Austausch sowie an theoretischen und methodischen Debatten steht und zugleich für eine „Kritik jedes bloß ‚gegenwärtigen‘ Denkens“ eintritt.² Es geht mir also gerade nicht darum, angesichts einer problematischen Gegenwart die ganze Weltgeschichte seit Adam und Eva anwesenheitshistorisch neu anzustreichen, um es frei nach Jacob Burckhardt zu formulieren.³ Weltpolitische Umbrüche und Krisen, wie bei Gründung der Zeitschrift das Ende des Kalten Krieges und gegenwärtig Corona, verstehe ich vielmehr als Anlässe zur kritischen Selbstvergewisserung, in der das Heute nicht zum neuen Fixpunkt wird, auf den die Geschichte hinzuschreiben wäre, sondern als Moment, der neue Fragen aufwirft und alte neu beleuchten lässt. Es ist in diesem Sinne, dass hier – wie in der OeZG schon öfters geschehen – mit Fernand Braudel formuliert wird: „eine neue Welt, warum nicht eine neue Geschichte?“ Ich verstehe Braudels rhetorische Frage primär als heuristisches Mittel, das auf möglichst originelle Perspektiven und Zugänge zielt, ohne zu behaupten, bereits alle Antworten parat zu haben. Und ich begreife meinen Beitrag als Teil einer grundsätzlich pluralistisch verstandenen Geschichtswissen-

2 Editorial. Zur Gründung der ÖZG, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (OeZG) 1/1 (1990), 5–8.

3 Vgl. Jacob Burckhardt, Briefe. Vollständige und kritische Ausgabe. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses bearbeitet von Max Burckhardt, Basel 1963, 184. An Eva dachte Burckhardt freilich nicht.

schaft, die sich immer wieder auf die Suche nach bisher unterbelichteten Gegenständen und innovativen Ansätzen macht.⁴

Kehren wir vor diesem Hintergrund zu Anwesenheit zurück. Diese stellt keinen Grundbegriff der Geschichtswissenschaft dar; sie ist ebenso ubiquitär wie unsichtbar. Deshalb ist zunächst zu klären, was mit diesem Begriff überhaupt gemeint ist.

Um Anwesenheit rankt sich eine weit verzweigte Debatte, die hier nicht in allen Verästelungen vorgestellt werden kann. Das Wort geht auf die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück. Es baut auf dem über hundert Jahre älteren Adjektiv „anwesend“ auf, das seinerseits eine Übersetzung aus dem Lateinischen *adesse* darstellt.⁵ Insgesamt ist der Begriff recht deutungs offen; seine Vagheit zeigt sich daran, dass er unter anderem ein schieres Vorhandensein, ein konkretes Zugewesenheit oder etwa Teilnahme meinen kann. Die begriffliche Offenheit hat ihre Ursprünge in der Antike und bezieht sich nicht nur auf die unterschiedliche Gradierung von Aktivität und Teilhabe, sondern auch bezüglich der Objekte und Subjekte, um deren Anwesenheit es geht. So meint etwa im Altgriechischen *παρουσία* die Anwesenheit eines Dinges, eines Menschen oder eines göttlichen Wesens an einem Ort.⁶ Auf dieser Basis versteht die christliche Theologie unter *Parusie* die Wiederkunft des auferstandenen Christi.⁷ Ins Latein wechselnd dachte etwa Augustinus unter dem Stichwort *praesentia* vor allem über die Anwesenheit Gottes nach. Für den Kirchenlehrer der Spätantike war Gott überall, das heißt in allen Dingen präsent, ohne jedoch in ihnen enthalten zu sein. Die Frage nach der Anwesenheit Gottes prägte die Begriffs- und Philosophiegeschichte ebenfalls in den folgenden Jahrhunderten, wobei im Verlauf der Zeit säkularere Formen eines metaphysischen Verständnisses von Präsenz hin-

4 Vgl. Gerhard Botz, „Eine neue Welt, warum nicht eine neue Geschichte?“ Österreichische Zeitgeschichte am Ende ihres Jahrhunderts, Teil I, in: OeZG 1/1 (1990), 49–76, sowie Brigitte Studer, Geschichte schreiben – Moralischer Auftrag, lohnendes Geschäft, szientistischer Erkenntnisgewinn oder intellektueller Selbstzweck? Positionen und Politiken, in: OeZG 17/1 (2006), 169–178; Reinhard Sieder, Fragen an die Geschichtswissenschaften, in: OeZG 16/1 (2005), 5–11. Braudels ursprünglicher Text: Fernand Braudel, *Leçon inaugurale faite le vendredi 1er décembre 1950*, Paris 1951, <https://www.franceculture.fr/emissions/les-cours-du-college-de-france/huit-lecons-lues-18-lecon-inaugurale-de-fernand-braudel> (5.5.2021).

5 Vgl. etwa <https://www.dwds.de/wb/Anwesenheit> (5.5.2021).

6 Vgl. Ernst Tugendhat, Anwesenheit, in: Joachim Ritter (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Basel 1971, 428.

7 In der Antike bewegten sich auch umliegende Begriffe wie Adventus oder Epiphanie zwischen dem Religiösen und dem Profanen; vgl. etwa die Einträge „Adventus“, „Epiphanie“, „Ideenlehre“, „Kirche“, in: *Der Neue Pauly (DNP) online* (diverse Einträge) (5.5.2021); ferner Lambert Ferreres, *À propos de praesentia au sens de παρουσία*, in: *Museum Helveticum* 76 (2019), 255–257.

zutraten. Bei Edmund Husserl etwa zielte der Begriff nicht so sehr auf Gott als vielmehr auf das unmittelbare und intuitive Erfassen eines „reinen Phänomens“.⁸ Allgemein spielte im 20. Jahrhundert, etwa bei Husserl, aber auch bei Martin Heidegger oder Jacques Derrida, die metaphysische Dimension von Präsenz – oder deren Infragestellung – eine zentrale Rolle.⁹

Der Präsenz-Begriff, der manchmal, aber nicht immer, synonym zur deutschen „Anwesenheit“ verwendet wird, schleppt insofern ein umfangreiches philosophisches Gepäck mit sich. Sein Anker in der Metaphysik macht ihn für die historische Forschung wenig anschlussfähig, da deren Geltungsansprüche ihrem klassischen Anspruch nach nicht der empirischen Einzelanalyse zugänglich sind. Für das Transzendente ist in einer sich säkular verstehenden Geschichtswissenschaft außerdem kein Raum. Hinzu kommt, dass der Präsenz-Begriff zwar dem von Anwesenheit eng verwandt ist, aber noch deutungsoffener: Präsenz hat im Deutschen wie auch ihre Äquivalente in den romanischen und in anderen Sprachen neben der räumlichen Dimension, auf die sich Anwesenheit bezieht, eine zeitliche Dimension, die im Deutschen zumeist mit Gegenwart übertragen wird. Dagegen ist die deutsche „Anwesenheit“ in ihrer Mischung aus sprachlicher Offenheit und Präzision bezüglich ihrer Verortung in Zeit und Raum kaum in andere Sprachen übersetzbar.¹⁰

Stärker als auf die philosophische Debatte über Präsenz und Anwesenheit beziehen sich meine Ausführungen deshalb auf die Soziologie, die spätestens seit Erving Goffman intensiv über Anwesenheit debattiert. Goffman selbst arbeitete mit dem Begriff der Interaktion, die er als den „wechselseitige[n] Einfluß von Individuen untereinander auf ihre Handlungen während ihrer unmittelbaren physischen Anwesenheit“ definiert. Interaktion umfasst für ihn somit zwei Aspekte: die gleichzeitige physische Anwesenheit an einem Ort sowie wechselseitige Wahrnehmung und entsprechendes Handeln, die über das schiere Dasein Anwesenheit erst konstituieren. Dies schließt unter anderem die Möglichkeit der physischen oder rituel-

8 Edmund Husserl, *Die Idee der Phänomenologie. Fünf Vorlesungen*, Paul Janssen (Hg.), Hamburg 1973, 45; dazu etwa Inga Römer, *Das Zeitdenken bei Husserl, Heidegger und Ricoeur*, Dordrecht 2010.

9 Vgl. z.B. Theo Kobusch, *Präsenz*, in: Ritter, *Historisches Wörterbuch*, Bd. 7, 1989, 1259–1265; Tugendhat, *Anwesenheit*, 1971; Peter Probst, *Parantologie*, in: Ritter, *Historisches Wörterbuch*, Bd. 7, 130; David A. White, *Derrida on Being as Presence: Questions and Quests*, Berlin 2017; Rudolf Bernet, *Differenz und Anwesenheit. Derridas und Husserls Phänomenologie der Sprache, der Zeit, der Geschichte, der wissenschaftlichen Rationalität*, in: *Phänomenologische Forschungen* 18 (1986), 51–112.

10 Zur geschichtsphilosophischen Debatte über Präsenz als Gegenwärtigkeit des Vergangenen im Sinne eines unmediatisierten Zugangs, etwa über Gegenstände der materiellen Kultur, knapp zusammenfassend Achim Landwehr, *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie*, Frankfurt am Main 2016, 38–40; ferner etwa Ethan Kleinberg, *Presence in Absentia*, in: Ranjan Ghosh/Ethan Kleinberg (Hg.), *Presence: Philosophy, History, and Cultural Theory for the Twenty-First Century*, Berlin 2013, 8–25; in Anknüpfung an Heidegger auch Hans Ulrich Gumbrecht, *Präsenz*, Berlin 2012.

len Verletzung des anderen ein und unterstreicht so die Bedeutung des Austauschs *face to face*.¹¹

Besonders die Systemtheorie hat in der Folgezeit Goffmans Begriff von Interaktion aufgegriffen.¹² Als Teil einer dreiegliederten Systemtypologie definierte Niklas Luhmann Interaktion „als einfache Sozialsysteme unter Anwesenden“.¹³ An Luhmanns Ansatz sticht hervor, dass er Interaktion als eigenen Systemtyp neben Organisation und Gesellschaft sah und damit viel stärker als Goffman theoretisch auflud. Luhmann knüpfte somit an Goffman an; er ging mit seiner Systemtheorie jedoch in eine eigene Richtung weiter. Manche Ideen von Goffman führte Luhmann zudem weniger fort, etwa zu Bedeutung und Eigengewicht des Körpers im Prozess der Kommunikation und als Teil von Anwesenheit. Die „Sprachfixierung“ des systemtheoretischen Interaktionsbegriffs erscheint mir als eine bedauerliche Verengung,¹⁴ zumal bei Luhmann die Situiertheit von Interaktionen verloren geht, auf die Goffman zu Recht insistiert: Anordnungen, Artefakte und die materielle Infrastruktur spielen eine wichtige Rolle. Aus diesen und anderen Gründen ist Luhmanns Ansatz, nicht zuletzt in der Soziologie selbst, mittlerweile stark in die Kritik geraten.¹⁵

Mir dienen im Folgenden Goffmans Ansatz sowie systemtheoretische Überlegungen lediglich als Anregung, nicht aber als verbindliche Richtschnur. Unter anderem soll hier von einem dynamischeren Verständnis moderner Gesellschaften ausgegangen werden als bei Luhmann, der meines Erachtens zu wenig den stets weiteren Wandel einmal funktional differenzierter Gesellschaften berücksichtigt und Interaktion in der Moderne im Wesentlichen auf Geselligkeit reduziert. In beiderlei Hinsicht gilt es meines Erachtens weiterzudenken. Faktoren wie die Globalisierung und die Veränderung von Zeitstrukturen durch Beschleunigung und die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen werfen stets neue Fragen in Bezug auf die Interaktion unter Anwesenden auf, und zugleich ist Face-to-Face-Interaktion auf vielen Ebenen jenseits der Geselligkeit bis heute meines Erachtens hochbedeutsam; davon

11 Vgl. Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, 7. Aufl., München 1998 (Amer. Orig.: 1959), Zitat 18.

12 Vgl. etwa Niklas Luhmann, *Organisation und Entscheidung*, Opladen 2000; André Kieserling, *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*, Frankfurt am Main 1999; Dirk Baecker, *Organisation als System*, Frankfurt am Main 1999.

13 Niklas Luhmann, *Ebenen der Systembildung – Ebenendifferenzierung* (unveröffentlichtes Manuskript 1975), in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft – revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*, Stuttgart 2015, 6–39, 7.

14 Jens Loenhoff, *Die kommunikative Funktion der Sinne. Theoretische Studien zum Verhältnis von Kommunikation, Wahrnehmung und Bewegung*, Konstanz 2001, 158; vgl. dort auch differenziert zur Bedeutung der Körper; zur Bedeutung der Körper aus historischer Sicht in diesem Zusammenhang vgl. jetzt Rudolf Schögl, *Corona in Interaktion. Zum Verhältnis von Anwesenheit und Körpern in moderner Gesellschaft*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 46/3 (2020), 391–403.

15 Vgl. zusammenfassend Heintz/Tyrell, *Einleitung*, in: dies., *Interaktion*, 2015, IX–XVII.

wird noch die Rede sein.¹⁶ Anregungen aus der Soziologie sind somit wichtig, ohne dass sie den verbindlichen Rahmen für das Folgende vorgäben. Hinzu kommt, dass in den letzten Jahren in dem Nachbarfach die Kommunikation unter Anwesenden sehr viel weniger Beachtung gefunden hat als noch zu Zeiten Luhmanns; für das Soziale in Anwesenheit hat man sich kaum noch interessiert.¹⁷ Statt an einen Debat-tenstrang direkt anzuknüpfen, kommt eine Re-Lektüre deswegen in manchem einer Wiederentdeckung zu einem Zeitpunkt gleich, an dem sich die Debatte in ganz andere Richtungen entwickelt hat.

In der Geschichtswissenschaft selbst ist Anwesenheit besonders in Studien zur Frühen Neuzeit zu einer fruchtbaren Analysekategorie geworden. Neben interdisziplinären Anknüpfungspunkten lädt das Thema so zum transepo- chalen Dialog ein. Besonders intensiv und produktiv haben sich Rudolf Schlögl und Barbara Stollberg-Rilinger mit diesem Thema befasst. Stollberg-Rilinger hat die „Präsenzkultur“ der frühneuzeitlichen Gesellschaft herausgearbeitet, die ihre Strukturen ganz wesentlich über Face-to-Face-Kontakt ausprägte.¹⁸ Parallel dazu hat Schlögl die These vertreten, dass sich Gesellschaften bis zur Schwelle der Moderne in erster Linie durch Interaktionskommunikation reproduzierten.¹⁹ Beide bauen auf die oben erwähn- ten soziologischen Arbeiten von Goffman, Luhmann und anderen auf und unter- streichen die Bedeutung von Anwesenheit für die Strukturbildung frühneuzeitlicher Gesellschaften. Distanzmedien wie Schrift und Druck dienten demnach dagegen hauptsächlich zur Sicherung und Bewahrung von Wissen sowie dazu, Kommuni- kation unter Anwesenden zu verregeln. Andere Arbeiten zur Frühen Neuzeit haben diese Thesen erweitert und qualifiziert.²⁰

16 Vgl. Hartmut Rosa, Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt am Main 2005; ders., Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin 2019.

17 Vgl. Bettina Heintz, Die Unverzichtbarkeit von Anwesenheit. Zur weltgesellschaftlichen Bedeutung globaler Interaktionssysteme, in: Heintz/Tyrell, Interaktion, 2015, 229–250, 229.

18 Vgl. Barbara Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider. Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches, München 2008, 11 und öfters.

19 Vgl. Rudolf Schlögl, Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit, Konstanz 2014; vgl. jetzt auch ders., Corona, 2020. Als Kritik an Schlögl's Ansatz aus soziologischer Perspektive vgl. etwa Thomas Schwinn, Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Eine Alternative zu Mikro-Makro?, in: Heintz/Tyrell, Interaktion, 2015, 43–64.

20 Vgl. etwa Mark Hengerer (Hg.), Abwesenheit beobachten. Zur Kommunikation auf Distanz in der Frühen Neuzeit, Münster 2013; Arndt Brendecke, Imperium und Empirie. Funktionen des Wissens in der Spanischen Kolonialherrschaft, Köln 2009; Gabriela Signori, Der Stellvertreter, oder: Wie geht eine Anwesenheitsgesellschaft mit Abwesenheit um?, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 132 (2015), 1–22; Johannes Burkhardt/Christine Werkstetter (Hg.), Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit, München 2005; Dmitri Zakharine, Von Angesicht zu Angesicht. Der Wandel direkter Kommunikation in der ost- und westeuropäischen Neuzeit, Konstanz 2005; Barbara Stollberg-Rilinger/André Krischer (Hg.), Herstellung und Darstellung von Entscheidungen. Verfahren, Verwalten und Verhandeln in der Vormoderne, Berlin 2010, sowie aus literaturwissenschaftlicher Perspektive Albrecht Koschorke, Körperströme und Schriftver- kehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts, 2. Aufl., München 2003.

Diese Debatte ist über die Epochengrenzen hinweg, etwa in der Neuesten und der Zeitgeschichte, bislang kaum rezipiert worden; vor dem Hintergrund der frühneuzeitlichen Ausgangslage wird häufig lediglich der Bedeutungsverlust gesichts- und ortsabhängiger Kommunikation konstatiert. Eine Zeit lang wurde über *interpersonale* Kommunikationskonstellationen diskutiert, die sich auf direkten Kontakt beziehen, aber keine Anwesenheit voraussetzen, sondern etwa auch per Brief oder Telefon erfolgen können.²¹ Daraus entstand eine spannende Debatte, die das grundlegende Desinteresse der Neuesten Geschichte an Anwesenheit jedoch nicht zu überwinden half. Dabei dürfte es kaum eine (zeit)historische Studie geben, in der Anwesenheit nicht in der ein oder anderen Form eine Rolle spielt. Sie bleibt jedoch fast immer implizit und damit unsichtbar.

Wie also kann eine interdisziplinär orientierte und transepochal informierte Geschichtsschreibung die Frage nach Anwesenheit operationalisieren?

Mein Ansatz zielt darauf, den Wandel von Anwesenheitsregimen zu analysieren, die ihrerseits stets in ein umfangreiches Register anderer Formen der Kommunikation sowie von gesellschaftlicher und politischer Praxis eingebunden waren.²² Anteil und Bedeutung der Kommunikation unter Anwesenden, die ich Goffman folgend als Kombination aus Kopräsenz sowie von wechselseitiger Wahrnehmung und Handlung verstehe,²³ änderten sich dabei immer wieder als Teil von Rekonfigurationen des Sozialen und des Politischen, in deren Zusammenhang sie gesehen werden müssen. Insofern geht es mir nie um Anwesenheit um ihrer selbst willen oder darum, die Mikroebene zugunsten übergreifender Strukturen zu privilegieren;²⁴ vielmehr muss Anwesenheit in diesen breiteren Kontexten verortet werden. Geschieht dies, treten die bisher wenig beachteten Veränderungen von Anwesenheitsregimen in den Vordergrund, und eine Analyse der entsprechenden Entwicklungen erscheint mir als spannende heuristische Sonde für neue Fragen an die Vergangenheit. Zugleich

21 Vgl. etwa Moritz Föllmer (Hg.), *Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2004.

22 Vgl. als anregende Problematisierung und Historisierung des Kommunikationsbegriffs John Durham Peters, *Speaking into the Air: A History of the Idea of Communication*, Chicago 1999.

23 Goffman verwendet, wie bereits erwähnt, den auf Deutsch weniger eingängigen Begriff Interaktion. Nicht zuletzt, da Interaktion durch die Systemtheorie etwas anders verstanden wird (z.B. Dimension des Körperlichen), weiche ich auf Anwesenheit aus.

24 Vgl. nicht nur die Debatte über Mikro und Makro in der Soziologie, sondern z.B. auch das einflussreiche Werk des Psychologen Gordon W. Allport, der sich stark auf die Rolle von Individuen konzentriert; vgl. Gordon W. Allport, *The Nature of Prejudice*, Reading, MA 1954.

kann die Geschichtswissenschaft auf konzeptioneller Ebene zum interdisziplinären Gespräch beitragen, indem sie neue Zugänge entwickelt, um für die allerjüngste Zeitgeschichte das Verhältnis von Anwesenheit und anderen Formen von Kommunikation und gesellschaftlicher Praxis zielgenauer zu konzeptualisieren.

Mit Anwesenheitsregimen sei dabei dreierlei gemeint. Diese entwickeln erstens eigene Rationalitäten, also spezifische Wissens- und Rechtfertigungsanordnungen mit zugehörigen Problemdefinitionen, Zielvorstellungen, Kausalitätsannahmen und Plausibilisierungsstrategien. Face-to-Face-Kontakt wird zum Beispiel häufig unterstellt, eine zentrale Quelle für Vertrauen zwischen Individuen und Gruppen zu sein. Außerdem findet man vor allem in der soziologischen Literatur die Annahme, dass Verhandlungen in Anwesenheit zur Kompromissbildung tendieren.²⁵ Zweitens zeichnen sich Anwesenheitsregime durch ihre jeweils eigenen Technologien und Praktiken aus – verstanden als Verfahren und institutionelle Arrangements, mit denen sie auf Individuen und Gesellschaften einwirken. Die Anwesenheitspflicht, sei es in der Schule, bei der Arbeit oder an manchen Universitäten, bietet hierfür Beispiele. In Präsenz lassen sich Extrempositionen vergleichsweise leicht sanktionieren, auch mit nonverbalen Mitteln, was wiederum die Hypothese von der domestizierenden und konsensorientierenden Wirkung von Anwesenheit zu erhärten scheint. Unterstützt werden kann dieser Effekt wiederum durch Artefakte und Arrangements, wie (eine begrenzte Zahl von) Mikrofonen oder eine vorgegebene Sitzordnung. Drittens schließlich treten die den Anwesenheitsregimen jeweils eigenen Subjektivierungsweisen hinzu, die etwa Selbstdeutungsmuster, affektive Dispositionen und Vorstellungen von *agency* umfassen – zum Beispiel Annahmen darüber, wie man sich in Anwesenheit am erfolgversprechendsten verhält.²⁶ Regime müssen sich nicht ausschließen, sondern können sich überlagern; dennoch möchte ich argumentieren, dass Anwesenheitsregime sich im Verlauf der Zeit signifikant verändert haben.

Bei Anwesenheitsregimen gilt es zu bedenken, dass Körper keineswegs immer sozial präsent sind, wenn sie da sind.²⁷ Deswegen betonte bereits Goffman zu Recht die wechselseitige Wahrnehmung und das konkrete Handeln als notwendige Bestandteile der Interaktion *face to face*. An einem Fürstenhof waren die Bedienteten sozial so unsichtbar, wie es heute häufig die Putzkraft ist, die einen Raum

25 Vgl. z.B. Heintz, *Unverzichtbarkeit*, 2015; zu Vertrauen in historischer Perspektive vgl. Ute Frevort, *Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne*, München 2013.

26 Mit dieser Definition von Regime folge ich Ulrich Bröckling, *Dispositive der Vorbeugung. Gefahrenabwehr, Resilienz, Precaution*, in: Christopher Daase/Philipp Offermann/Valentin Rauer (Hg.), *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr*, Frankfurt am Main 2012, 93–108, 97.

27 Vgl. Kieserling, *Kommunikation*, 1999, 64–65.

betrifft. Wenn in Kriminalromanen der Nachkriegszeit der Mörder sprichwörtlich immer der Gärtner ist, bezieht sich dieses *emplotment* auf den unterschiedlichen Grad an Teilhabe und setzt diesen außer Kraft. Insofern ist bei Anwesenheit stets eine durch *class*, *race* und *gender* geprägte Form von Status mit zu bedenken. Davon abgesehen ist es in vielen Situationen physischer Kopräsenz möglich, sich zeitweise mental oder durch das eigene Verhalten auszuklinken – nur wer niemals einen langweiligen Vortrag gehört hat, würde hier widersprechen. Anwesenheit meint in meiner, an Goffman angelehnten Definition ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit immer mit, und deshalb lässt sich zwischen schierer physischer Kopräsenz, sozialer Anwesenheit und schließlich direkt interaktiver Anwesenheit unterscheiden. All dies verweist darauf, wie voraussetzungsreich Anwesenheit und wie anspruchsvoll ihre Analyse ist.²⁸

Das ist umso mehr der Fall, da Anwesenheit stets die Frage nach den Abwesenden aufwirft. Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit stellte Fernbleiben eine wichtige Form politischen Protests dar,²⁹ und unter anderen Vorzeichen kennt man das auch aus der Moderne, wie etwa Albert Hirschman eindrucksvoll gezeigt hat.³⁰ Abwesenheit kann somit für erzwungenen oder selbst gewollten Ausschluss stehen. Nicht nur, um das Gewicht von Anwesenheit an sich nicht zu überschätzen, sondern auch, um die ihr eingeschriebenen Leerstellen, Marginalisierungen und Verzichte zu berücksichtigen, ist Abwesenheit bei der Analyse von Anwesenheitsregimen immer mit zu bedenken.

Die Rolle von Anwesenheit lässt sich schließlich nur verstehen, wenn sie durchgängig und systematisch auf das gesamte Register von Kommunikation und gesellschaftlicher Praxis bezogen wird, welches jenseits von Anwesenheit stattfindet und welches das Soziale und das Politische mit konstituiert. Organisationen jeder nur denkbaren Art überschreiten seit Jahrtausenden den Bereich des Face-to-Face-Kontakts; Briefe schrieb man schon in der Antike; Zeitungen und Journale bilden seit Jahrhunderten Informationsmittel jenseits der Anwesenheit. Wenn, wie Rudolf Schlögl argumentiert, Gesellschaften sich bis zur Schwelle der Moderne primär durch Kommunikation unter Anwesenden reproduzierten, so ergibt sich dieser Befund nur, wenn man das *gesamte* Register der Möglichkeiten von Kommunika-

28 Vgl. Goffman, Theater, 1998; Stefan Hirschauer, Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro, in: Heintz/Tyrell, Interaktion, 2015, 109–133, v.a. 122; zudem Loenhoff, Funktion, 2001, 222–224, der physische Anwesenheit jedoch etwas anders fasst.

29 Vgl. etwa Gerd Althoff, Die Veränderbarkeit von Ritualen im Mittelalter, in: ders. (Hg.), Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter, Sigmaringen 2001, 157–176; zu den vielen Spielarten von Abwesenheit in der Frühen Neuzeit vgl. Hengerer, Abwesenheit, 2013; Stollberg-Rilinger, Kaisers alte Kleider, 2008.

30 Vgl. Albert O. Hirschman, Exit, Voice, and Loyalty: Responses to Decline in Firms, Organizations, and States, Cambridge, MA 1969.

tion und Vergesellschaftung – und damit das jeweilige Interaktionsregime als Ganzes – im Blick hat. Zugleich dürfte unstrittig sein, dass Schlögls These für moderne Gesellschaften nicht zutrifft, sondern dass es seit der Frühen Neuzeit zu grundlegenden Veränderungen des Stellenwerts von Anwesenheit gekommen ist.

Um die Verschränktheit von Anwesenheit mit anderen kommunikativen Möglichkeiten und dem Gesamtregister von Vergesellschaftung an einem Beispiel aus dem 20. Jahrhundert auszuführen: In modernen Gesellschaften werden das Soziale sowie das Politische wesentlich über Medien konstruiert, sei es über die Presse, das Radio, das Fernsehen oder in jüngster Zeit die sozialen Medien. Die verschiedenen Medien haben sich historisch nicht abgelöst, sondern wirken in einem zunehmend komplexen Ensemble zusammen. Wie sehr Anwesenheit und mediale Präsenz aufeinander bezogen sind, lässt sich etwa am US-amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt verdeutlichen. Es gelang ihm in den 1930er-Jahren nicht nur durch einen innovativen Umgang mit dem Radio, besonders seine „fireside chats“, ein Immediatverhältnis zur Bevölkerung aufzubauen, indem er durch den Äther direkt in die Wohnzimmer der Menschen trat – was zeitgenössisch genau mit diesen Worten beschrieben wurde.³¹ Zugleich spielte er souverän auf der Klaviatur der damals bereits lange vorhandenen Medien. Was noch wichtiger war, jedoch kaum bekannt ist: Roosevelt war ebenfalls der US-Präsident, der mehr Reden im ganzen Land hielt als jeder seiner Vorgänger und die meisten seiner Nachfolger. Während seine körperlosen Radioauftritte das damals Innovative darstellten, waren sie unauf lösbar verkettet mit seiner physischen Anwesenheit an Orten im gesamten Territorium der Vereinigten Staaten.³² Wenn Medien, wie die Frühneuzeitforschung gezeigt hat, eine „Konterfunktion“ einnehmen können, um Nahsituationen zu vermeiden,³³ stellten sie für Roosevelt ganz im Gegenteil ein Mittel dar, um eine per Anwesenheit evozierte Nähe zu verstärken, an sie zu erinnern und ihr Fehlen durch eine mediale Alternative zu kompensieren.

Dennoch ist die Frage nach Anwesenheit gerade in der Neuesten und der Zeitgeschichte bislang kaum gestellt worden. Über Gründe zu spekulieren ist müßig; aufschlussreich ist jedoch der erneute Seitenblick in die Soziologie. Dort ist besonders aufgrund der jüngsten medialen Umbrüche sowie der Globalisierung das Interesse

31 Vgl. Lawrence W. Levine/Cornelia R. Levine, *The Fireside Conversations: America Responds to FDR during the Great Depression*, Berkeley 2010; Douglas B. Craig, *Fireside Politics: Radio and Political Culture in the United States, 1920–1940*, Baltimore 2000; allgemein zur Rolle des Radios und Anwesenheit vgl. etwa Peters, *Speaking*, 1999; Paddy Scannell, *Radio, Television and Modern Life: A Phenomenal Approach*, Oxford/Cambridge, MA 1996; Jeffrey Sconce, *Haunted Media: Electronic Presence from Telegraphy to Television*, Durham 2000; Seán Street, *The Sound Inside the Silence: Travels in the Sonic Imagination*, Singapore 2019.

32 Vgl. Kiran Klaus Patel, *The New Deal: A Global History*, Princeton 2016, 105.

33 Vgl. Bredecke, *Imperium und Empirie*, 2009.

an Interaktion, vor allem in der Luhmann'schen Lesart, in den Hintergrund getreten.³⁴ Denn bei Luhmann spielten die neueren Kommunikationsmöglichkeiten – wie etwa Telefon und Internet – keine große Rolle. Indem er Interaktion außerdem auf „einfache Sozialsysteme“ und letztlich auf Geselligkeit reduzierte, schienen die wirklich spannenden Fragen anderswo zu liegen. Zwar entwickelte sich eine vielschichtige Debatte, in der den neuen Kommunikationsmöglichkeiten große strukturelle Ähnlichkeiten zur Anwesenheit *face to face* zugesprochen wird. Zum Beispiel hat Karin Knorr Cetina den Begriff der Interaktion für elektronisch vermittelte Kommunikation geöffnet und die These vertreten, dass der Bildschirm ein funktionales Äquivalent zum Austausch *face to face* bilden kann, gerade auf globaler Ebene.³⁵ Auch Anthony Giddens hat in diese Richtung argumentiert.³⁶ Kürzlich hat zudem Tobias Werron die „Fernsynchronisation“ der Kommunikation unter Abwesenden als Form enträumlichter Zeitlichkeit konzipiert, die Anwesenheit weitgehend simuliert und ein hohes Gleichzeitigkeitspotenzial hat.³⁷ Richtig ist auf jeden Fall, dass es heute viele Formen der Kommunikation und der Vergesellschaftung gibt, in denen die Grundeinheit der Interaktionsanordnung à la Goffman und Luhmann aufgehoben ist. Sie kommen ohne physische Kopräsenz und ohne geteilten territorialen Bezug aus, erlauben aber trotzdem hohe Gleichzeitigkeit und einen intensiven Grad des Austauschs.

Dennoch hat Anwesenheit meines Erachtens eine Eigenqualität, von der sich medienvermittelte Kommunikation und andere Formen gesellschaftlicher Praxis, etwa die Behandlung einer Frage durch arbeitsteilige Organisationen, unterscheiden. Dass dies so ist, dürfte sich in Zeiten von Corona fast schon intuitiv erschließen. Um jedoch zumindest die wichtigsten Argumente für die Eigenqualität von Anwesenheit aufzulisten: Erstens sind Körper von Gewicht. Gestik, Mimik, Kleidung, Geruch und vieles mehr prägen Interaktion in Anwesenheit mindestens so sehr wie die Worte, die Menschen zueinander sagen. Nicht nur im Extrem – bei Gewalt und Liebe – hat die Konfrontation und Verfügbarkeit von Körpern in Anwesenheit andere Qualitäten als medial Vermitteltes oder in anonymen, arbeitsteiligen Organisationen Bearbeitetes.

34 Vgl. z.B. zur Weltgesellschaft Rudolf Stichweh, Das Konzept der Weltgesellschaft: Genese und Strukturbildung eines globalen Gesellschaftssystems, in: Rechtstheorie 39/2–3 (2008), 329–355, der sich bzgl. Interaktion auf Goffman, aber nicht auf Luhmann bezieht.

35 Vgl. Karin Knorr Cetina, The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World, in: Symbolic Interaction 32/1 (2009), 61–87; ferner etwa dies., Complex Global Microstructures: The New Terrorist Societies, in: Theory, Culture and Society 22/5 (2005), 213–234.

36 Vgl. Anthony Giddens, Die Konstitution der Gesellschaft, 3. Aufl., Frankfurt am Main 1997, v.a. 116–131, 121.

37 Tobias Werron, Gleichzeitigkeit unter Abwesenden. Zu Globalisierungseffekten elektrischer Telekommunikationstechnologien, in: Heintz/Tyrell, Interaktion, 2015, 251–270; vgl. z.B. auch Christian Meyer, „Metaphysik der Anwesenheit“. Zur Universalitätsfähigkeit soziologischer Interaktionsbegriffe, in: Heintz/Tyrell, Interaktion, 2015, 321–345.

Zweitens zeichnet sich Anwesenheit durch die Einheit des Ortes aus, was bereits Goffman unterstrich. Anwesende nehmen sich nicht nur gegenseitig wahr und handeln entsprechend; sie verhalten sich zudem gegenüber einer geteilten Umwelt. So macht es einen entscheidenden Unterschied, ob man ein schweres Erdbeben gemeinsam durchsteht oder mit den Erlebnissen anderer durch ein Kommunikationsmedium verbunden ist beziehungsweise ob ein derartiges Ereignis etwa in einer geografisch weit verzweigten Organisation erfahren wird.

Drittens haben Situationen in Anwesenheit tendenziell ein anderes Zeitregime und führen zu anderen Interaktionsmodi, als man sie besonders bei Kommunikation in Organisationen findet.³⁸ Das zeigt sich am deutlichsten an der Art, wie Entscheidungen getroffen werden. Während dies in Organisationen zeitlich sequenziert, in Teilfragen proportioniert und parallel erfolgen kann, tendiert Anwesenheit dazu, einen Moment von Gegenwart zu schaffen, hinter dem Vergangenheit und Zukunft zurücktreten. Teilaspekte können hier nur konsekutiv abgehandelt werden, vermischen sich dabei aber häufig und laufen gelegentlich in Paketentscheidungen zusammen. Diskussion in Anwesenheit ist interaktiver als die Verfahren, die Organisationen ausmachen. All dies macht Anwesenheit risikoaffiner als Entscheidungen in Organisationen. Zugleich gibt es in Anwesenheitsregimen aufgrund ihrer räumlichen Anordnungen und Rituale häufig jene bereits erwähnte Gegentendenz zur riskanten Entscheidung: Die Forschung unterstreicht eine der Anwesenheit eigene Tendenz zur Kompromissbildung, und ein Beschluss in Anwesenheit verfügt vielfach über besondere Legitimität.³⁹ Allerdings erlaubt Anwesenheit meines Erachtens auch die umso heftigere Eskalation – zumal manche Konstellationen in Anwesenheit, wie der Boxring oder das Schlachtfeld, von Anfang an in diese Richtung weisen und darauf über ihre räumliche Anordnung, ihre Infrastruktur und ihre Artefakte angelegt sind. Unabhängig vom Ausgang zeichnen sich Entscheidungsprozesse in Anwesenheit letztlich durch das für sie spezifisch Liminale aus, wonach der Status quo häufig in die eine oder andere Richtung überschritten wird.⁴⁰ Es ist dabei jedoch nicht vorherbestimmt, ob Eskalation, Kompromiss oder eine Nicht-Entscheidung das Ergebnis darstellt. Natürlich drehen sich nicht alle Situationen in Anwesenheit um Entscheidungen; an diesem Problem wird die dritte Eigenqualität von Anwesenheit aber besonders deutlich.

38 Luhmann, *Organisation und Entscheidung*, 2000; ferner François Hartog, *Régimes d'historicité. Présentisme et expériences du temps*, Paris 2003.

39 Vgl. Heintz, *Unverzichtbarkeit*, 2015, 236; vgl. ferner Niklas Luhmann, *Einfache Sozialsysteme* (1972), in: ders., *Soziologische Aufklärung 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, 7. Aufl., Wiesbaden 2018, 17–42.

40 Mit dem Konzept des Liminalen beziehe ich mich auf Arnold van Gennep und Victor Turner; vgl. zusammenfassend z.B. Bjørn Thomassen, *The Uses and Meaning of Liminality*, in: *International Political Anthropology* 2/1 (2009), 5–28.

Zu diesen drei grundsätzlichen Punkten tritt ein vierter, der sich auf Anwesenheit in der Moderne bezieht. In der Soziologie hat besonders Bettina Heintz die überzeugende These vertreten, dass Anwesenheit auch in der jüngsten Vergangenheit nichts an ihrer Bedeutung verloren hat. Sie argumentiert anhand von Weltkonferenzen und Abschlusssitzungen der Vereinten Nationen, dass Anwesenheit gerade unter den Bedingungen der Globalisierung noch wichtiger geworden ist – besonders, wenn Personen aus kulturell oder sozial unterschiedlichen Kontexten interagieren.⁴¹

Daran knüpfe ich mit meinen Überlegungen an, wiewohl es mir nicht nur um die globale Ebene und Momente der Entscheidung geht. Im Folgenden beschränke ich mich auf die Neueste und die Zeitgeschichte als Zeitraum. Dabei soll, wie schon angedeutet, die These vertreten werden, dass Anwesenheit auch in der Moderne eine tragende Rolle spielte, sich die entsprechenden Anwesenheitsregime jedoch immer wieder markant änderten. Die Rekonfigurationen von Anwesenheit weisen dabei häufig ein kompensatorisches Moment auf, indem sie eine Gegentendenz zu und eine Reaktion auf eine zunehmend als krisenbeladen, komplex, globalisiert und beschleunigt verstandene Welt darstellten.⁴² Gerade weil nur noch ein Bruchteil von Kommunikation sowie des Sozialen und des Politischen in und zwischen Gesellschaften auf Interaktion im Modus der Anwesenheit beruhte, wurde ihm eine besonders hohe Bedeutung zugeschrieben – genau hierin liegt das eigentliche Paradox von Anwesenheit. So sehr Anwesenheitskommunikation somit als Gegenpol zu medienvermittelter Kommunikation und anderen Formen gesellschaftlicher Praxis verstanden wurde, war sie auf das Engste mit diesen verbunden. Denn auch in der Moderne ist Face-to-Face-Kommunikation erstaunlich voraussetzungsreich und kommt nicht ohne das Zusammenspiel mit anderen Interaktions- und sozialen Organisationsformen aus.

Fünftens schließlich gilt es heute, im interdisziplinären Gespräch die Frage nach Anwesenheitsregimen im digitalen Zeitalter weiterzudenken. Durch Videokonferenz-Formate ist in den letzten ein bis zwei Dekaden etwas Neues neben Anwesenheit und klassisch-medienvermittelter Kommunikation über Distanzmedien wie den Brief entstanden. Die bisherige Debatte über diese neue Dimension krankt mei-

41 Vgl. Heintz, *Unverzichtbarkeit*, 2015; vgl. jetzt z.B. auch Andrea Glauser, *Face-to-Face-Kommunikation in der digitalen Arbeitswelt*, in: Kai Dröge/Andrea Glauser (Hg.), *Digitalisierung der Wissensarbeit. Interdisziplinäre Analysen und Fallstudien*, Frankfurt am Main 2020, 48–58; ferner bereits Saskia Sassen, *Metropolen des Weltmarkts. Die neue Rolle der Global Cities*, Frankfurt am Main 1996. Wenngleich ich mich in vielem Heintz anschließe, sehe ich etwa Konsens- und Kompromissbildung lediglich als Möglichkeiten, zu denen es wichtige Alternativen gibt.

42 Vgl. zum Kompensationsbegriff Jens Hacke, *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*, Göttingen 2006, v.a. 70–79, ohne dass ich damit die Kompensationstheorie der Ritter-Schule übernehme.

nes Erachtens jedoch daran, dass sie klassische Anwesenheit zum idealtypischen Maßstab erhebt, an dem die digitalen Möglichkeiten und Praktiken messend verglichen werden. Im Grunde liegt der Debatte – um metaphorisch die Mathematik zu bemühen – die Logik der Asymptote zugrunde, in der man im Virtuellen eine zunehmende Annäherung an Anwesenheit findet, die jedoch nie erreicht werden kann.⁴³ Das wird meines Erachtens den Möglichkeiten des Digitalen nicht gerecht; zugleich bietet mein Ansatz, Anwesenheitsregime als Bestandteil eines umfangreicheren Registers von Formen der Kommunikation und gesellschaftlicher Praxis und somit von Interaktionsregimen zu sehen, den konzeptionellen Rahmen, in den sich auch diese neuen Formate konzeptionell einordnen lassen.

Um das zunächst für die empirische Seite zu skizzieren: Selbstverständlich zeichnen sich sogar die avanciertesten Videokonferenz-Formate dadurch aus, dass sie hinter der obigen Definition des für Anwesenheit Spezifischen zurückbleiben, etwa bezüglich der Einheit des Raumes. Was bisher aber meiner Einschätzung nach übersehen wurde: In anderer Hinsicht steigern sie die Interaktionstiefe längst über das *face to face* Mögliche hinaus.

So erlaubt es Technologie heute, den Grad wechselseitiger Beobachtung über denjenigen bei direkter Anwesenheit hinaus zu steigern.⁴⁴ Man kann auf einem oder mehreren Bildschirmen mehrere Menschen in einer Intensität gleichzeitig beobachten, wie es unter den Normalbedingungen von Anwesenheit nicht möglich wäre. Wer bei Webex, Zoom und ähnlichen Programmen nie an Jeremy Benthams Panopticon und Michel Foucaults entsprechende Überlegungen gedacht hat, hat wohl nie Bentham oder Foucault gelesen.⁴⁵ Erste psychologische Studien zu dem, was man seit 2020 „zoom fatigue“ nennt, unterstreichen die Belastungen, die viele Menschen angesichts dieser Situation empfinden. So stellt die Verarbeitung der Vielzahl nicht-verbaler Eindrücke eine besondere Herausforderung dar. Unter anderem kann man in einer Videokonferenz so vielen Menschen gleichzeitig in die Augen schauen, wie dies in Kopräsenz gar nicht möglich wäre. Auch die Dauer des Augenkontakts geht über das im normalen Sozialverhalten Übliche in irritierender Weise hinaus. Außer-

43 Diese Metapher findet sich in der Literatur natürlich nicht; als Beispiele für diese Sicht vgl. aber z.B.: Glauser, *Face-to-Face-Kommunikation*, 2020; Knorr Cetina, *The Synthetic Situation*, 2009; Giddens, *Konstitution*, 1997, 121; oder z.B. aus politikwissenschaftlicher Perspektive Kimmo Grönlund/Kim Strandberg/Staffan Himmelroos, *The Challenge of Deliberative Democracy Online – A Comparison of Face-to-Face and Virtual Experiments in Citizen Deliberation*, in: *Information Polity* 14 (2009), 187–201.

44 Vgl. aus verschiedenen Perspektiven etwa Matthew Lombard/Frank Biocca/Jonathan Freeman/Wijnand IJsselsteijn/Rachel J. Schaevitz (Hg.), *Immersed in Media: Telepresence Theory, Measurement & Technology*, Berlin 2015; Antonio A. Casilli, *A History of Virulence: The Body and Computer Culture in the 1980s*, in: *Body & Society* 16/4 (2010), 1–31.

45 Vgl. v.a. Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 2010 (Frz. Orig.: 1975).

dem bekommt man in manchen Formaten die eigene Anwesenheit durch die entsprechende „Kachel“ digital gespiegelt. Insofern lassen sich die neuen Formate nicht mehr in der Logik des „Weniger“ oder „Mehr“ fassen, sondern sind einfach systematisch anders.⁴⁶

Zugleich scheint mir auch von der anderen Seite die Grenze zwischen physischer Anwesenheit und virtuellen Formaten zu verschwimmen. Wenn bei Rockkonzerten viele Menschen hauptsächlich damit beschäftigt zu sein scheinen, mit gerecktem Handy den Moment für die Ewigkeit festzuhalten, lösen sich die Grenzen zwischen klassischer Anwesenheit und Virtualität ebenfalls auf – nicht zuletzt dadurch, da das eigene Handy viele andere Handys beim Akt des Filmens filmt. Man fühlt sich an Carl Schmitts ironischen Text über die Buribunken erinnert, die über jede Sekunde ihres Daseins Tagebuch führen – radikal zu Ende gedacht können diese Wesen gar nichts mehr erleben, weil sie konstant mit der Selbstdokumentation beschäftigt sind.⁴⁷ Auf Anwesenheit bezogen verdeutlicht dies, wie neue technische Möglichkeiten nicht nur in Videokonferenzen, sondern auch vielen anderen Momenten die so lange trennscharf verstandene Kategorie der Anwesenheit auflösen können. Man könnte deswegen meinen: Mein Beitrag wirbt für eine Historisierung von Anwesenheit im Moment ihres Verschwimmens. Das entspräche aber nicht meiner Absicht – meines Erachtens zeigt die hier unternommene Analyse vielmehr, dass die alte, „asymptotische“ Logik zumindest für die jüngste Zeitgeschichte nicht mehr funktioniert.

Auf konzeptioneller Ebene stellen die neuen digitalen Möglichkeiten nur ein Problem dar, wenn man Anwesenheit isoliert betrachtet oder entweder – wie Luhmann – auf „einfache Sozialsysteme“ reduziert oder alternativ als durch andere Formen unerreichbares Ideal des Austauschs konzeptionalisiert. Der hier vorgeschlagene Ansatz, Anwesenheitsregime als Bestandteil eines umfangreichen Registers von Kommunikation sowie von politischer und gesellschaftlicher Praxis zu verstehen und damit in Interaktionsregime einzubetten, kann dieses Problem auffangen. Insofern verstehen sich die Ausführungen auch als Beitrag zum interdisziplinären Gespräch über Anwesenheit in Geschichte und Gegenwart.

46 Vgl. Jeremy N. Bailenson, Nonverbal Overload: A Theoretical Argument for the Causes of Zoom Fatigue, in: *Technology, Mind, and Behaviour* 2/1 (2021), <https://doi.org/10.1037/tmb0000030> (5.5.2021); vgl. ferner dagegen Stefan Kühl, Über die nützliche Filterwirkung internetbasierter Interaktionen. Zum Unterschied von Interaktion unter Anwesenden und unter Abwesenden, in: <https://sozialtheoristen.de/?s=kühl+filterwirkung&submit=Suche>, 1.5.2020 (5.5.2021), der meines Erachtens die Mehrbelastung der Kommunikation per Videokonferenz unterschätzt.

47 Vgl. Carl Schmitt, *Die Buribunken. Ein geschichtsphilosophischer Versuch* (1917), Wiederabdruck in: Ernst Hüsmert/Gerd Giesler (Hg.), *Carl Schmitt. Die Militärzeit 1915 bis 1919*, Berlin 2005, 453–471.

Als empirisches Beispiel, um das bisher Gesagte auf einen historischen Gegenstand anzuwenden, geht es im Folgenden um Anwesenheitsregime in der Politik des 20. und 21. Jahrhunderts, die – so die These – in diesem vergleichsweisen kurzen Zeitraum signifikante Veränderungen durchliefen. Ganz allgemein ist politische Herrschaft schon immer eng mit der Frage von Anwesenheit verknüpft. Das Reisekönigtum des Mittelalters, die pompösen Monarchenbegegnungen der Frühen Neuzeit und Anwesenheit als Voraussetzung für die Beschlussfähigkeit moderner Parlamente bieten naheliegende Beispiele. Ich kann heute nur einen kleinen Ausschnitt dieses Themas analysieren. Da sich die OeZG seit ihrer Gründung der Öffnung der Geschichtswissenschaft über die lange prägende Nationalzentrierung hinaus verschrieben hat, stelle ich im Folgenden internationale Gipfeltreffen in den Mittelpunkt.

Unter Gipfeltreffen sollen hier die Zusammenkünfte der höchsten Ebene der Exekutive verstanden werden, normalerweise von Staats- und Regierungschefs, eventuell ergänzt durch die Vertretungen internationaler oder transnationaler Organisationen. Manche dieser Gremien haben keine formalen Entscheidungsstrukturen und keinen permanenten administrativen Unterbau; andere sind stärker institutionalisiert.⁴⁸

Bisher wurden solche Zusammenkünfte primär unter diplomatiehistorischer Perspektive untersucht. Seit Neuerem kommen Fragen zur Rolle von Vertrauen als Teil der Emotionsgeschichte hinzu,⁴⁹ während das Problem von Anwesenheit in diesen Arbeiten ebenso offensichtlich ist, wie es implizit und unterbelichtet bleibt.⁵⁰ Der Begriff Gipfeltreffen selbst hat seine Ursprünge im Englischen. 1950 brachte

48 Vgl. etwa Peter R. Weilemann, *The Summit Meeting: The Role and Agenda of Diplomacy at its Highest Level*, in: *NIRA Review* 7 (2000), 16–20; Jan Melissen, *Summitry over the Top?*, in: Alfred van Staden/Jan Rood/Hans Labohm (Hg.), *Cannons and Canons: Clingendael Views of Global and Regional Politics*, Assen 2003, 160–183. Meine Definition ist weit und umfasst recht unterschiedliche Formate, bei denen die Diplomatiegeschichte eher auf Unterschiede bestehen würde. Aus anwesenheitshistorischer Perspektive rücken diese dagegen stärker zusammen.

49 Vgl. Kristina Spohr/David Reynold (Hg.), *Transcending the Cold War: Summits, Statecraft, and the Dissolution of Bipolarity in Europe, 1970–1990*, Oxford 2016; Emmanuel Mourlon-Druol/Federico Romero (Hg.), *International Summitry and Global Governance: The Rise of the G7 and the European Council, 1974–1991*, London 2014; David Reynolds, *Summits: Six Meetings that Shaped the Twentieth Century*, New York 2009; ferner zu Emotionen und internationaler Geschichte zuletzt etwa Hélène Miard-Delacroix/Andreas Wirsching (Hg.), *Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg*, München 2020; Reinhild Kreis (Hg.), *Diplomatie mit Gefühl. Vertrauen, Misstrauen und die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland*, München 2015.

50 Vgl. aus soziologischer Perspektive und mit systemtheoretischem Ansatz, aber letztlich anderer Fragestellung, Ramy Youssef, *Die Anerkennung von Grenzen. Eine Soziologie der Diplomatie*, Frankfurt am Main 2020.

Winston Churchill den Begriff „summit meeting“ ins Spiel, als er ein solches zur Klärung der Konflikte zwischen den Supermächten vorschlug.⁵¹

Wir sind es im frühen 21. Jahrhundert gewohnt, dass Staats- und Regierungschefs sich quasi dauernd begegnen; dass internationale Politik einem globalen Reisezirkus gleichkommt. Das war nicht immer so. Selbstverständlich sind direkte Begegnungen so alt wie die internationale Politik selbst. Das lässt jedoch leicht übersehen, wie sehr Anwesenheit einem Wandel unterlag.

Um zunächst auf die Ebene der den Treffen zugeschriebenen Bedeutung einzugehen: In der Gegenwart werden Zusammenkünfte zwischen Staats- und Regierungschef:innen häufig als Schmieröl der internationalen Politik und als unverzichtbar für Einigungen gesehen. Das Persönlich-Informelle, das Zwischenmenschliche, die auf nationale Interessen und Machtpolitik nicht reduzierbare ‚Chemie‘ zwischen Menschen im Modus der persönlichen Begegnung gelten als zentral.⁵²

Entsprechend zahlreich sind die Schilderungen, wie allein durch Face-to-Face-Kontakt Durchbrüche in der internationalen Politik erzielt wurden, häufig in eher informellen Momenten. Beim Haager Gipfel vom Dezember 1969 als einer Wegmarke in der Geschichte europäischer Einigung wird diese Rolle einem von der niederländischen Königin Juliana veranstalteten Abendessen zugeschrieben, in dem sich besonders die Positionen von Bundeskanzler Willy Brandt – zu dem Zeitpunkt noch keine sechs Wochen im Amt – und dem französischen Präsident Georges Pompidou, der nur wenige Monate vor Brandt vereidigt worden war, entscheidend annäherten.⁵³ Ronald Reagan begann erst an die Möglichkeit einer Übereinkunft mit der Sowjetunion zu glauben, als er Michail Gorbatschow im November 1985 in Genf erstmals persönlich traf; umgekehrt räumte Gorbatschow dem „menschlichen Faktor“ („человеческий фактор“) in der Politik, der sich für ihn aus persönlichen Begegnungen ergab, eine hohe Bedeutung ein. Das Treffen in Genf steht nicht für die Überwindung aller Gegensätze, aber für eine Zusammenkunft *face to face*, die

51 Wiedergegeben in: Supreme Effort for Peace: Mr. Churchill's Call, in: Times, 15.2.1950; vgl. zur Rolle Churchills in diesem Zusammenhang John W. Young, Winston Churchill's Last Campaign. Britain and the Cold War 1951–1955, Oxford 1996, v.a. 28–33.

52 Vgl. zusammenfassend Barbara Keys, The Diplomat's Two Minds: Deconstructing A Foreign Policy Myth, in: Diplomatic History 44/1 (2020), 1–21.

53 Vgl. für die Memoirenliteratur: Willy Brandt, Begegnungen und Einsichten. Die Jahre 1960–1975, Hamburg 1976, 320–323; für die wissenschaftliche Literatur: N. Piers Ludlow, The European Community and the Crises of the 1960s: Negotiating the Gaullist Challenge, London 2006, 192; zur Erinnerung an diesen und andere EU-Gipfel vgl. Kiran Klaus Patel/Alexandros Sianos/Sophie Vanhoonaeker, Does the EU Have a Past? Narratives of European Integration History and the Union's Public Awareness Deficit, in: Journal of European Integration History 24/1 (2018), 145–167.

der Möglichkeit eines neuen Weges größere Chancen eröffnete und im Nachhinein als wichtige Wegmarke erschien.⁵⁴

Selbstverständlich ist fraglich, ob solche Quellen die kausale Rolle des Austauschs in Kopräsenz angemessen wiedergeben. Unbestreitbar ist jedoch, dass solchen Momenten häufig ein hoher Mehrwert unterstellt wird. Das Unvorhergesehene, Spontane, die emotionale Dimension und das Liminale des direkten Austauschs prägen die Interaktion in einer Weise, auf die die Geschichtswissenschaft zumeist nur durch Deutungen Beteiligter oder Dritter Zugriff hat. Wichtiger als die Suche nach Ursache und Wirkung ist deswegen die der Anwesenheit beigemessene Bedeutung.

Der Stellenwert von Anwesenheit wird nicht einmal von jenen in Abrede gestellt, die ihr aus inhaltlichen Gründen skeptisch gegenüberstehen. Denn schon seit langem finden sich Stimmen, die vor Gipfeltreffen warnen. Ein ranghoher britischer Diplomat argumentierte in der Zwischenkriegszeit, dass man es dem eigenen Premierminister am besten verbieten sollte, international zu reisen – ansonsten richte er zu viel Schaden an.⁵⁵ Ein anderer wurde noch expliziter und kritisierte die „dangerous practice“, Politiker an diplomatischen Verhandlungen Anteil haben zu lassen. Besonders Besuche auf Spitzenebene „arouse public expectation, lead to misunderstandings, and create confusion“; durch sie gerieten nationale Interessen und rational organisierte Abläufe leicht ins Wanken.⁵⁶ Rund dreißig Jahre später äußerte sich der US-Diplomat George Ball ähnlich, wenn er unterstrich: „summit meetings exaggerate the role of personal chemistry and of national differences, but the sense of theater they engender cannot help but color the judgement of the participants ... It is not an atmosphere that makes for cool judgement“.⁵⁷

Es ist wenig überraschend, dass sich in diesen Quellen Diplomaten kritisch über

54 Vgl. z.B. Jack F. Matlock, *Reagan and Gorbachev: How the Cold War Ended*, New York 2004, v.a. 149–173; Archie Brown, *The Human Factor: Gorbachev, Reagan, and Thatcher, and the End of the Cold War*, Oxford 2020, v.a. 3, 142–153; vgl. aber auch Ronald Reagan, *The Reagan Diaries*, New York 2007, 369–371, wo das nicht sehr sichtbar wird; vgl. als Beispiel auf diplomatischer Ebene, bei dem ein Impasse zwischen einer israelischen und einer jordanischen Delegation 1993 in Washington erst durch ein informelles Gespräch über die lausige Qualität amerikanischen Kaffees überwunden werden konnte, Zalman Shoval, *Jerusalem and Washington: A Life in Politics and Diplomacy*, Lanham, MD 2019, 196–199.

55 Vgl. Edgar Vincent D'Abernon, *An Ambassador of Peace: Lord d'Abernon's Diary*, Bd. 2, London 1929, 285; weitere solche Klagen z.B. in: George A. Craig, *The Professional Diplomat and his Problems, 1919–1939*, in: *World Politics* 4 (1952), 145–158.

56 Harold Nicolson, *Diplomacy*, 3. Aufl., London 1963, 100.

57 George W. Ball, *Diplomacy for a Crowded World*, London 1976, 33f.; zum Treffen zwischen Kennedy und Macmillan vgl. Mark Smith, „Oh Don't Deceive Me“: The Nassau Summit, in: David H. Dunn (Hg.), *Diplomacy at the Highest Level: The Evolution of International Summitry*, Houndmills 1996, 182–199; zu den Herausforderungen interkultureller Kommunikation auf diplomatischer Ebene vgl. z.B. Raymond Cohen, *Negotiating Across Cultures: Communication Obstacles in International Diplomacy*, Washington 1997.

Gipfeltreffen äußern. Das Unwägbarere solcher Zusammenkünfte, das lange entwickelte Verhandlungspositionen im Handstreich zunichte machen kann, muss ihnen ein Grauen sein.⁵⁸ Allgemein stellen Gipfel die Arbeit der professionellen Diplomatie tendenziell in Frage. Die Skepsis gegenüber persönlichem Kontakt und der Regelung zwischenstaatlicher Beziehungen im Modus Anwesenheit hat die Debatte somit bereits früh geprägt, während gleichzeitig viele Politiker:innen selbst an den Wert des persönlichen Austauschs glauben – zumindest, wenn man dem Gros ihrer Aussagen folgt. Demzufolge sind die Probleme der Welt zu komplex, als dass man sie dem diplomatischen Personal oder anderen Gruppen überlassen könne; Lösungen der zentralen Probleme fänden sich erst durch direkte Interaktion der obersten Ebene in Präsenz. Selbstverständlich enthält diese Sicht eine gute Prise an Selbststilisierung. Außenpolitisches Engagement kann sich so in politisches Kapital – auch für die Innenpolitik – übersetzen. Allerdings zieht Anwesenheit auf internationaler Bühne zumeist Abwesenheit in der Innenpolitik nach sich, was zum Beispiel US-Präsident Richard Nixon und der britischen Premierministerin Margaret Thatcher viel Unterstützung im eigenen Land kostete.⁵⁹

Abgesehen von der Diplomatie haben sich in den letzten Dekaden verstärkt zivilgesellschaftliche Kräfte kritisch gegenüber Gipfeltreffen geäußert. Diese gelten – nicht zuletzt aufgrund der hohen Sicherheitsmaßnahmen – häufig als unverhältnismäßig teuer. Hinzu kommen Vorwürfe mangelnder Transparenz und unzureichender demokratischer Legitimation dieser Foren sowie – vor allem angesichts eines Bedeutungsgewinns neonationalistischer Positionen – eine Ablehnung des mit ihnen assoziierten Internationalismus. Besonders entzündet hat sich die Kritik an den G7 beziehungsweise G8.⁶⁰ In den 2000er-Jahren war deswegen von einer regelrechten „summit fatigue“ die Rede – ob diese auch auf die Praxis durchgeschlagen hat, wird noch zu diskutieren sein.⁶¹

Jenseits des Problems der Bedeutungszuschreibung werden Anwesenheit bei solchen Gipfeln vielerlei Funktionen zugeschrieben, die sich mit den oben dargestellten Dimensionen von Anwesenheitsregimen gut zusammenbringen lassen. Politikgeschichtlich kann es um Kompromisse und Entscheidungen auf Spitzenebene gehen, die normale bürokratische und diplomatische Verfahren beschleunigen, umgehen oder stilllegen sollen.⁶² Gipfel zielen häufig darauf, per Anwesenheit

58 Vgl., mit vielen Beispielen, etwa Keys, *Diplomat's Two Minds*, 2020.

59 Vgl. zusammenfassend Melissen, *Summitry*, 2003, 177; Dunn, *How Useful Is Summitry?*, in: ders., *Diplomacy*, 1996, 247–268.

60 Vgl. etwa Massimiliano Andretta/Donatella Della Porta/Lorenzo Mosca, *Global, nonglobal, new global. La protesta contro il G8 a Genova*, Rom 2002; Chiara Oldani/Jan Wouters (Hg.), *The G7, Anti-Globalism and the Governance of Globalization*, London 2019.

61 Vgl. Melissen, *Summitry*, 2003, 177.

62 Vgl. Rosa, *Resonanz*, 2019, 376; auch Rosa, *Beschleunigung*, 2005.

Entscheidungen mit besonderer Legitimation und Bindekraft herzustellen. Solche Treffen können aber auch viel allgemeiner helfen, die internationale Ordnung zu stabilisieren, oder umgekehrt Momente darstellen, um diese mit großem Aplomb in Frage zu stellen und Meinungsunterschiede sichtbar zu machen – erinnert sei etwa an Donald Trumps Auftritt auf dem NATO-Gipfel 2018⁶³ beziehungsweise 2021 das „Sofagate“ beim Türkei-Besuch von Ursula von der Leyen und Charles Michel.⁶⁴ Bei Gipfeln ist nicht nur die Erwartungshaltung hoch, sondern auch das Potenzial für Enttäuschungen oder Eskalationen.

Hinzu kommen Funktionen und Funktionszuschreibungen, die sich eher kulturhistorisch fassen lassen. Gerade für Vertreter:innen weniger mächtiger Staaten generiert das schiere Dabeisein im Idealfall politisches Kapital. Anwesenheit zielt darauf, Vertrauen zu schaffen. Neuankömmlinge sollen durch solche Treffen in den Spitzenkreis integriert und sozialisiert werden. Gipfel stellen inszenierte Ausnahmemente angesichts von zunehmend als anonym, bürokratisch und intransparent empfundenen Prozessen dar, sie produzieren Momente des Außeralltäglichen. Sie stehen dafür, komplizierte Prozesse oder Ergebnisse symbolisch zu repräsentieren und ihnen – und der Politik im Allgemeinen – ein „Gesicht zu geben“.

Bezogen auf Anwesenheitsregime zeigt sich so, dass Gipfel spezifische Rationalitäten haben; dass ihnen jeweils eigene Problemdefinitionen, Zielvorstellungen, Kausalitätsannahmen und Plausibilisierungsstrategien eingeschrieben sind, wie die Idee, durch solche Treffen Vertrauen zu schaffen. Gipfel verfügen über eigene Techniken, Praktiken und Rituale, wie protokollarisch ausgefeilte Sitzordnungen (oder deren Fehlen!), endlos-ermüdende Verhandlungsrunden, geplante Momente des Informellen oder gemeinsame Essen.⁶⁵ Schließlich haben sie typische Subjektivierungsweisen, mit denen *agency* und Erfolg bemessen werden. Treffen auf Spitzenebene sind Augenblicke nur scheinbar reduzierter Komplexität, bei denen unter anderem die aufwändigen Vorbereitungen oder zum Beispiel die Rolle der im Hintergrund Wirkenden – der Köch:innen und Übersetzer:innen, der sogenannten Sherpas und Expert:innen, der Putzkräfte und des Sicherheitspersonals – unsichtbar gemacht wird.⁶⁶ Zugleich ist offensichtlich, dass Gipfel nicht isoliert zu sehen

63 Vgl. z.B. Dauerkrise wegen Trump, in: <https://www.tagesschau.de/ausland/nato-trump-117.html>, 3.4.2019 (5.5.2021); zu den NATO-Gipfeln allgemein Bill Park, NATO Summits, in Dunn, Diplomacy, 1996, 88–105.

64 Die Tatsache, dass „Sofagate“ als das Zusammentreffen zwischen von der Leyen, Michel und Erdogan, bei dem kein Stuhl für von der Leyen aufgestellt war, inzwischen bereits in mehreren Sprachen (nicht aber auf Türkisch!) einen Eintrag auf Wikipedia hat, spricht Bände: <https://de.wikipedia.org/wiki/Sofagate> (5.5.2021).

65 Vgl. etwa Keys, *Diplomat's Two Minds*, 2020.

66 Goffmans Unterscheidung zwischen Vorder- und Hinterbühne drängt sich hier auf, wobei Goffman mit Letzterer nicht nur die verdeckte Infrastruktur des vorgeführten Stücks meint, sondern zum Beispiel auch das Fallenlassen der in der Öffentlichkeit getragenen Maske.

sind, sondern im Kontext weiterer Instrumente der (internationalen) Politik.⁶⁷ Oder, in den Worten des Politikwissenschaftlers Robert Putnam: „Summits are stages in a marathon, not isolated sprints.“⁶⁸

Damit ist bereits angedeutet, dass die den Gipfeln zugesprochenen und tendenziell auch eingeschriebenen Funktionen nur verständlich werden, wenn man Anwesenheitsregime mit dem Register anderer Formen von Kommunikation sowie gesellschaftlicher und politischer Praxis zusammendenkt. Um die spezifische Rolle von Anwesenheitsregimen in Interaktionsregimen am Beispiel der Medien weiter zu beleuchten: Während der immediate Austausch im Zentrum der Gipfel steht, wird deren Wirkung paradoxerweise häufig erst durch die Medien erzeugt – denn ohne Kameras ließe sich die Intimität des Austauschs *face to face* nicht festhalten. Die scheinbare Reduktion auf wenige handelnde Personen in direkter Interaktion sowie die Verdichtung der Handlung durch die Synchronisierung von Zeit und Raum entspricht ganz der Logik medialer Berichterstattung. Gipfel leben von einem besonderen Spannungsverhältnis, das immer wieder neu austariert wird.⁶⁹ Sie versinnbildlichen zum einen die Idee einfach zuzuordnender Verantwortlichkeit der Spitzenebene auf großer Bühne mit einer performativen Seite. Zugleich aber leben Gipfel vom Informellen und setzen häufig auf Austausch im Geheimen, um neuen Lösungen den Weg zu bahnen, mit entsprechend anderen Logiken von Kooperation, Anwesenheit und Performanz. Genau die fehlende Rückbindung an die Apparate und geregelte Verfahren macht Spitzentreffen krisenanfällig und wirft Legitimationsfragen auf. Ein gutes Beispiel auf nachgeordneter Ebene bildet jene deutsche Marathonsitzung der Bundeskanzlerin mit den Ministerpräsidenten vom März 2021 mit der Idee eines Oster-Lockdowns, deren Ergebnisse binnen kürzester Zeit zurückgenommen wurden.⁷⁰ Letztlich handelt es sich bei Anwesenheit so – ganz im Bourdieuschen Sinn – um einen teilweise öffentlich inszenierten, teilweise verborgenen Mechanismus der Macht.⁷¹

Um von diesen knappen Einblicken in die Debatte über Gipfeltreffen und ihre Funktionen zu ihrer Entwicklung in den letzten 150 Jahren überzugehen: Zusammenkünfte von Monarch:innen sowie von Staats- und Regierungschef:innen stellten

67 Vgl. dazu bereits Hans Morgenthau, *Politics Among Nations*, New York 1985, 122.

68 Robert D. Putnam, *Summit Sense*, in: *Foreign Policy* 55 (1984), 73–91, 88; vgl. auch Robert D. Putnam/Nicholas Bayne, *Hanging Together: Cooperation and Conflict in the Seven-Power Summits*, Cambridge, MA 1984.

69 Vgl. dazu auch bereits Putnam, *Summit Sense*, 1984; ferner etwa Andi Shehu, *Informality in European Foreign Policy: The Evolution of the Early Group of Seven*, in: Lennaert van Heumen/Mechthild Roos (Hg.), *The Informal Construction of Europe*, New York 2019, 143–160.

70 Vgl. Julie Kurz, *Beratungen im falschen Format?*, in: <https://www.tagesschau.de/inland/coronapandemie-bund-laender-beratungen-101.html>, 25.3.2021 (5.5.2021).

71 Vgl. etwa Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main 1982 (Frz. Orig.: 1979).

noch im späten 19. Jahrhundert seltene Ausnahmen dar. Selbst Außenminister traten vor 1914 nur im Ausnahmefall zusammen.⁷² Mit dem Ersten Weltkrieg änderte sich Letzteres merklich. 1920 betonte etwa der britische Spitzenbeamte Maurice Hankey, dass man mittlerweile in einer Zeit der „Diplomacy by Conference“ lebe – das beste Beispiel bildeten die Verhandlungen über die Pariser Vorortverträge.⁷³ In den 1920er- und 1930er-Jahren intensivierten sich die Treffen von Diplomaten und Fachministern deutlich; auf der Spitzenebene nahmen sie ebenfalls zu, jedoch in wesentlich geringerem Ausmaß.

Als Beispiel, um diese Veränderungen zu illustrieren, bietet sich die US-amerikanische Geschichte an. Als sich Woodrow Wilson im Dezember 1918 nach Europa einschiffte, war er der erste US-Präsident, der jemals während seiner Amtszeit die westliche Hemisphäre verließ. Seine drei Nachfolger bewegten sich wiederum nur innerhalb der Grenzen Amerikas oder verzichteten ganz auf internationale Reisen.⁷⁴ Wilsons vierter Nachfolger war der bereits erwähnte Roosevelt. Im Gegensatz zu seinen vielen Inlandstrips war der 32. US-Präsident von seinem Amtsantritt 1933 bis Kriegsbeginn fast ausschließlich aufgrund von Urlaubsreisen international unterwegs, und wie alle seine Vorgänger mit Ausnahme Wilsons stets nur in der westlichen Hemisphäre. Häufig handelte es sich um Hochseetouren des passionierten Anglers, bei denen er gelegentlich *en passant* den einen oder anderen hohen Regierungsvertreter eines Anrainerlandes traf.⁷⁵ Trotz der Weltwirtschaftskrise kam das internationale Spitzenpersonal in den 1930er-Jahren nie in größerem Kreis zusammen. Auch bilaterale Zusammenkünfte von Staats- und Regierungschefs blieben selten. Global begann Roosevelt erst ab 1943 zu reisen, um die Kriegsbündnisse und die Planungen für die Nachkriegszeit voranzutreiben. Nunmehr standen Spitzentreffen, unter anderem mit Stalin und Churchill, bis zu seinem Tod im April 1945 mehrmals auf seiner Agenda.⁷⁶

Allgemein nahm im und nach dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der Gipfeltreffen zu. Bis in die frühen 1970er-Jahre kreisten viele Zusammenkünfte um Sicherheitsfragen. Das war während des Weltkrieges offensichtlich, prägte aber auch die Gipfel

72 Vgl. Mario Telò, *Assessing Origins, Developments and International Relevance of the European Council*, in: *European Review of International Studies* 2/2 (2015), 40–65; Johannes Paulmann, *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg*, Paderborn 2000. Allerdings hatte der britische Premierminister Benjamin Disraeli bereits nach dem Berliner Kongress von 1878 in einem seiner Romane festgehalten, dass das „first requisite ... in the successful conduct of public affairs is a personal acquaintance with the statesmen engaged“ sei; vgl. Benjamin Disraeli (anonym publiziert), *Endymion*, London 1880, 61.

73 Maurice Hankey, *Diplomacy by Conference* (1920), in: ders., *Diplomacy by Conference: Studies in Public Affairs 1920–1946*, New York 1947, 11–39; ähnlich z.B. Craig, *Professional Diplomat*, 1952.

74 Einfach nachvollziehbar über <https://history.state.gov/departmenthistory/travels/president> (5.5.2021).

75 Vgl. <https://history.state.gov/departmenthistory/travels/president/roosevelt-franklin-d> (5.5.2021).

76 Vgl. ebd.; Patel, *New Deal*, 2016, v.a. 1, 9.

in den ersten Dekaden des Kalten Krieges. Anwesenheit wurde so zu einem bisher wenig beachteten Modus bei dem Versuch, die neue, gefährliche Welt des atomaren Zeitalters international zu gestalten.⁷⁷

Besonders prominent waren die Treffen zwischen den Führungen der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, etwa zwischen Chruschtschow und Kennedy 1961 in Wien. Solche Formate bauten auf den Kriegserfahrungen auf und entwickelten sich nun unter veränderten Vorzeichen weiter. Das Gros dieser Gipfel umfasste die Spitzenvertreter von zwei oder wenigen weiteren Staaten, und die Treffen fanden in nicht-institutionalisierter und loser Folge statt. Aber auch im Rahmen der 1945 gegründeten Vereinten Nationen trat die Spitzenebene in einem den Gipfeltreffen verwandten Format nunmehr gelegentlich zusammen, etwa während der denkwürdigen 15. UN-Vollversammlung 1960. Nicht weniger als 32 Staats- und Regierungschefs fanden sich in jenem Herbst in New York ein, unter anderem so bedeutende und kontroverse Figuren wie Dwight Eisenhower, Nikita Chruschtschow, Gamal Nasser, Jawaharlal Nehru, Josip Tito, Fidel Castro und Kwame Nkrumah. Kein Wunder, dass die *New York Times* damals die Sitzung als „the greatest and most momentous diplomatic gathering in history“ bezeichnete.⁷⁸ Neben der UN, die der Spitzenebene ein globales Forum schuf, ihre Anwesenheit aber nicht zwingend machte, kamen besonders seit den 1960er-Jahren erste institutionalisierte Formate mit höherer Verbindlichkeit auf regionaler Ebene hinzu – etwa durch den Elysée-Vertrag vom Januar 1963, der bilaterale Treffen zwischen Frankreich und Deutschland auf der Spitzenebene „grundsätzlich mindestens zweimal jährlich“ festlegte.⁷⁹ Vier Monate später entstand die Organisation für Afrikanische Einheit, deren ursprünglich dreißig Staats- und Regierungschefs sich laut Gründungsdokument mindestens einmal jährlich treffen sollten.⁸⁰ Weniger häufig, aber mit noch globalerem Zuschnitt, begegneten sich seit 1965 die Chiefs der Mitglieder des Commonwealth of Nations alle zwei Jahre.⁸¹

Für die westliche Welt und Westeuropa, auf die ich mich für die Folgephase aus pragmatischen Gründen konzentriere, brachten die 1970er-Jahre einen weiteren wichtigen Sprung. Neben zusätzlichen bilateralen Zusammenkünften kam es

77 Vgl. Spohr/Reynolds, *Transcending*, 2016; Reynolds, *Summits*, 2009.

78 *Assembly Opened*, in: *New York Times*, 21.9.1960; zur umstrittenen Schuh-Episode Chruschtschows, die sich mit der Sitzung verbindet, vgl. William Taubman, *Did He Bang It?: Nikita Khrushchev and the Shoe*, in: *New York Times*, 26.7.2003.

79 Wortlaut des Elysée-Vertrags unter https://www.kas.de/c/document_library/get_file?uuid=16cd9739-28d7-23cd-4f8b-501cafaf0f80&groupId=252038 (5.5.2021).

80 Vgl. Artikel IX OAU Charter, <https://treaties.un.org/doc/Publication/UNTS/Volume%20479/volume-479-I-6947-French.pdf> (5.5.2021).

81 Vgl. James Mayall, *Commonwealth Heads of Government Meetings*, in: Dunn, *Diplomacy*, 1996, 118–131.

damals zu einer bis heute prägenden Institutionalisierung multilateraler Gipfeltreffen. Seit 1975 begegneten sich jährlich die Spitzen der G6-Staaten, die später auf die G7 und phasenweise die G8 erweitert wurden. Für (West-)Europa besonders wichtig sind die 1974 institutionalisierten Zusammenkünfte des sogenannten Europäischen Rats als Teil der damaligen Europäischen Gemeinschaft (EG) und der heutigen Europäischen Union (EU). Die G7 erwachsen zunächst aus Zusammenkünften von Fachminister:innen, und auch andere westliche oder globale Foren starteten zunächst als informelle Treffen von Minister:innen oder Expert:innen, um in späteren Jahren eine symbolträchtige Beteiligung der Spitzenebene hinzuzufügen.⁸² Das gilt ebenfalls für die Weltklimakonferenzen. Deren Zusammenkunft in Rio de Janeiro bildete „the largest gathering of world leaders as of 1992“,⁸³ 2009 lief die Konferenz von Kopenhagen ihr diesen Rang ab – was darauf verweist, welche Bedeutung dem Kontakt *face to face* mittlerweile sogar auf globaler Ebene zugeschrieben wird.⁸⁴ Eine ähnliche Entwicklung hin zu einem Forum, das auch die Spitzenebene staatlicher Politik umfasst, durchlief zum Beispiel das 1971 gegründete Weltwirtschaftsforum.⁸⁵

Aber zurück zum Westen und nach Westeuropa. Hier kann man seit den 1970er-Jahren somit mehrere Entwicklungen in der Geschichte von Gipfeltreffen ausmachen, die ein neues Licht auf die Frage von Anwesenheit werfen. Nicht nur die schiere Zahl der Foren vermehrte sich deutlich. Auch die Themen, die man diskutierte, multiplizierten sich und griffen immer weiter über den Sicherheitsbereich hinaus. Angesichts der Turbulenzen am Ende der *trente glorieuses* band nunmehr der koordinierte Kampf gegen die ökonomischen Probleme viel Aufmerksamkeit; später kamen die Umwelt und andere Themen hinzu.⁸⁶ In der damaligen Zeit der Krisen und als Reaktion auf Globalisierungserfahrungen wurden Gipfel als Teil eines neuen Anwesenheitsregimes der internationalen Politik stark aufgewertet und entwickelten sich immer mehr zu Routineveranstaltungen.

Wie wichtig Anwesenheit war, zeigt sich besonders daran, dass sich die neuen institutionalisierten Gipfel ansonsten merklich unterschieden. Um das am Beispiel der Europäischen Räte im Vergleich zu den G7 knapp zu skizzieren: Die Ratstreffen ergänzten ein bereits bestehendes, komplexes Institutionengefüge in der EG, wäh-

82 Vgl. Mourlon-Druol/Romero (Hg.), *International Summitry*, 2014; J. D. Armstrong, *The Group of Seven Summits*, in: Dunn, *Diplomacy*, 1996, 41–52.

83 <https://www.britannica.com/event/United-Nations-Conference-on-Environment-and-Development> (5.5.2021).

84 Vgl. Paul G. Harris, *Global Ethics and Climate Change*, 2. Aufl., Edinburgh 2016, 78.

85 Vgl. Geoffrey Allen Pigman, *The World Economic Forum: A Multi-Stakeholder Approach to Global Governance*, New York 2007, v.a. 1–22.

86 Bei den G7 gehörte der Ausschluss sicherheitspolitischer Fragen sogar zu den Bedingungen, die die Gründung des Forums ermöglichten, vgl. Shehu, *Informality*, 2019. Selbstverständlich blieben Sicherheitsfragen dennoch wichtig; vgl. Spohr/Reynolds, *Transcending*, 2016.

rend die G7 stärker für sich standen. Hier traf man sich mehrmals jährlich und zielte auf Führung in den zentralen Fragen, während es dort bei Zusammenkünften einmal im Jahr blieb und man den Eindruck zu vermeiden versuchte, das Machtzentrum der großen Staaten des Westens darzustellen. Während ein Staat am Europäischen Rat automatisch durch EG-Mitgliedschaft teilhaben konnte, blieben die G7 ein exklusiver Club mit einem enger gesteckten Themenspektrum. Neben einigen überlappenden Mitgliedschaften (Bundesrepublik, Frankreich, Italien, Vereinigtes Königreich) war es primär das Moment von Anwesenheit auf Spitzenebene als Reaktion auf tiefe Krisen der internationalen Beziehungen, das beiden gemeinsam war.⁸⁷

Anhand von Margaret Thatcher lassen sich Bedeutungsgewinn und die neue Rolle von Anwesenheit ab Mitte der 1970er-Jahre illustrieren. An dieser Stelle soll außerdem vom historischen Überblick zu einer Tiefenbohrung übergegangen und gezeigt werden, dass dieser Wandel den Handelnden keineswegs klar vor Augen stand. Vor ihrer Wahl zur Premierministerin im Mai 1979 hatte Thatcher erklärt, dass sie einen sehr guten Außenminister haben werde, „and I shan't go on any foreign trips at all. My job is to turn the economy around.“⁸⁸ (Abbildung 1) Vergleicht man jedoch ihr internationales Reisepensum mit dem Roosevelts, wird deutlich, wie wenig sie sich im Amt an die Idee halten konnte, ihre Präsenz auf das eigene Land zu konzentrieren. Ihrem Dienstkalender lässt sich entnehmen, dass sie zum Beispiel 1981 über vierzig Tage im Ausland auf Dienstreisen verbrachte, von denen viele der Begegnung mit anderen Staats- und Regierungschefs dienten.⁸⁹ Selbstverständlich bietet Thatchers Itinerar nur einen groben Hinweis auf die neue Bedeutung von Anwesenheit, da sie auch in London derartige Treffen abhielt. Hinzu kam Kontakt über Briefe, Telefonate und andere Medien, denen jedoch offensichtlich nie zugetraut wurde, Face-to-Face-Begegnungen zu ersetzen. Sehr viel besser als Thatcher erkannte der amerikanische Politikwissenschaftler Robert Putnam die Zeichen der Zeit, wenn er 1984 den Bedeutungsgewinn von Gipfeln konstatierte.⁹⁰

Vor dem Hintergrund der Entwicklungen vor allem seit den 1970er-Jahren war es im letzten Jahrzehnt des Kalten Krieges für eine europäische Spitzenpolitikerin somit undenkbar, sich dem internationalen Anwesenheitsregime auf Spitzenebene zu entziehen (Abbildung 2). Während für Thatcher neben Europa die Staa-

87 Vgl. knapp zusammenfassend Emmanuel Mourlon-Druol/Federico Romero, Introduction: Analysing the Rise of Regular Summitry, in: dies., *International Summitry*, 2014, 1–8.

88 Zit. n. Charles Moore, *Margaret Thatcher: The Authorized Biography*, Bd. 1: *Not For Turning*, London 2013, 429.

89 Eigene Berechnungen auf Grundlage von <https://www.margaretthatcher.org/document/114410> (5.5.2021). Thatchers Kalender ist recht vollständig, weist aber nicht für alle Tage Eintragungen auf. Bei den fehlenden Tagen ist nicht davon auszugehen, dass sie mit wichtigen Amtsgeschäften im Ausland weilte.

90 Vgl. Putnam, *Summit Sense*, 1984.

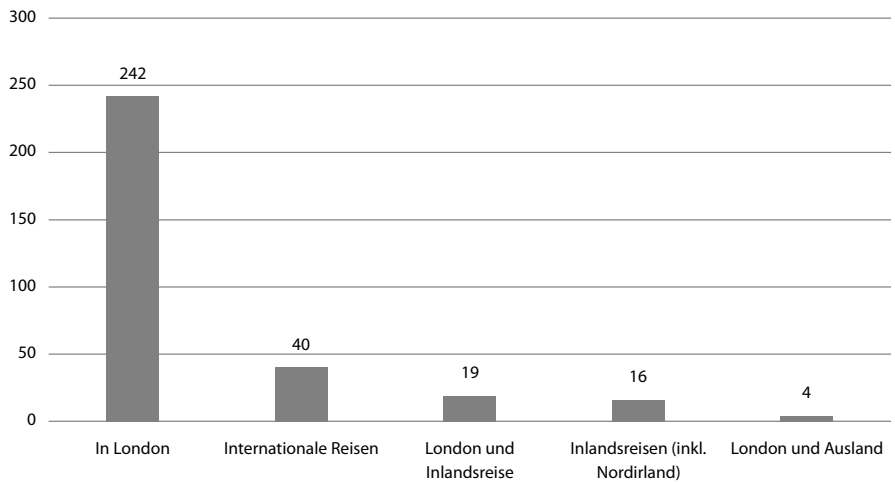


Abbildung 1: Aufenthaltsorte von Margaret Thatcher im Jahr 1981, angegeben in Tagen
Quelle: Eigene Darstellung

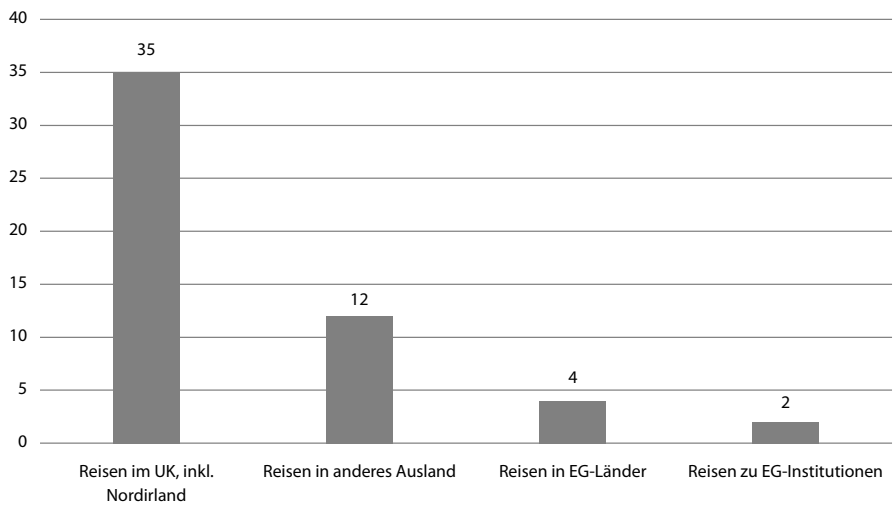


Abbildung 2: Reiseziele von Margaret Thatcher nach Länderkategorien im Jahr 1981, in Tagen
Quelle: Eigene Darstellung

ten des Commonwealth wichtige Destinationen darstellten, sind im längerfristigen Verlauf vor allem zwei Dinge bemerkenswert: Zum einen reiste die Iron Lady, die diesen Spitznamen aufgrund ihrer streng antikommunistischen Haltung ursprünglich einer sowjetischen Armeezeitung verdankte,⁹¹ im Beispiel-Jahr 1981 nicht in die Sowjetunion. Das sollte sich bald danach ändern. Dank direkter Begegnungen mit Gorbatschow überdachte sie nicht nur ihre Meinung über die östliche Supermacht, sondern sie traf sich zudem mit dem Generalsekretär der KPdSU öfters, als dies die jeweiligen Amtsvorgänger je getan hatten.⁹² Begegnungen in Anwesenheit sprachen alle Seiten eine wichtige Rolle beim Ende des Kalten Kriegs zu (Abbildung 3).

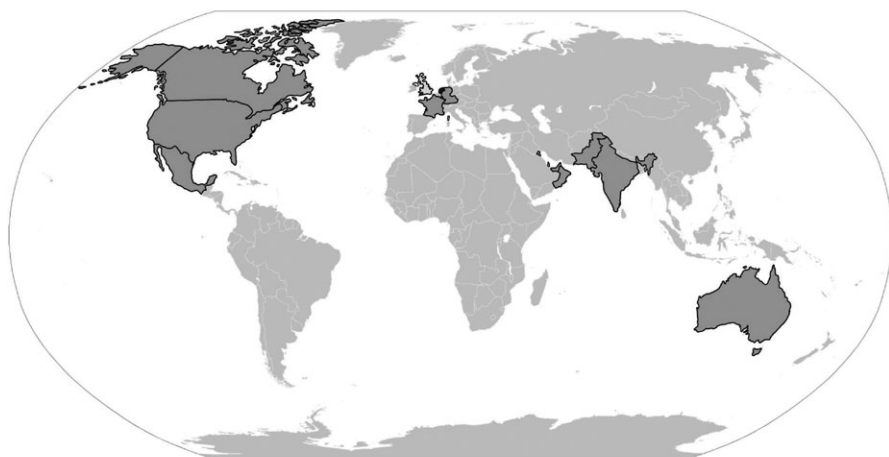


Abbildung 3: Reiseziele von Margaret Thatcher im Jahr 1981, Weltkarte
Quelle: Eigene Darstellung

Zum anderen ist die Bedeutung der Europäischen Gemeinschaft in Thatchers Itinerar interessant. Zwei Mal besuchte sie 1981 die europäischen Institutionen. Bedenkt man, dass es Charles de Gaulle noch zwei Dekaden zuvor niemals auch nur in den Sinn gekommen wäre, die EG an ihrem Sitz zu besuchen,⁹³ zeigt sich hier ein interessanter Übergang: Thatcher stand mit ihrer Kritik an Brüssel de Gaulle um nichts nach. Abwesend zu bleiben konnte sie sich allerdings nicht leisten. Die aus dem Europäischen Rat überlieferten Szenen, in denen sie ihre Handtasche auf den Tisch donnerte und „her money back“ forderte, wären ohne Anwesenheit unmöglich gewesen. De Gaulle setzte seinerzeit dagegen auf Abwesenheit und unterstrich diese

91 Vgl. Max Fisher, „Iron Lady“: How a Moscow Propagandist Gave Margaret Thatcher Her Famous Nickname, in: Washington Post, 8.4.2013.

92 Vgl. Brown, Human Factor, 2020, 3.

93 Vgl. Kiran Klaus Patel, Projekt Europa. Eine kritische Geschichte, München 2018, 225.

Position noch, indem er während der sogenannten Krise des leeren Stuhls 1965/66 die französischen Vertreter aus den EG-Gremien abzog.⁹⁴ Offensichtlich hatte sich im Verlauf von eineinhalb bis zwei Dekaden ein drastischer Wandel in den Anwesenheitsregimen vollzogen.

Gehen wir von Thatcher nochmals rund vierzig Jahre weiter und werfen einen Blick auf den Dienstkalender von Angela Merkel als Indikator für Anwesenheitsregime der Gegenwart. Dafür dient das Jahr 2018, also ein vergleichsweise normales Jahr vor Ausbruch der COVID-19-Pandemie, als Beispiel (Abbildung 4).⁹⁵ Im Vergleich zu Thatcher fällt auf, dass sich die Zahl der Tage im Ausland nochmals deutlich gesteigert hat – nimmt man vollständig und anteilig im Ausland verbrachte Tage zusammen, stehen 44 Tagen bei Thatcher 67 Tage bei Merkel gegenüber. Natürlich sind die verschiedenen politischen Systeme sowie persönliche Präferenzen, spezifische Konjunkturen und kontingente Faktoren zu bedenken; eine Tendenz lässt sich an den Zahlen dennoch ablesen, die künftig genauer empirisch untermauert werden sollte.

Inhaltlich verdeutlicht außerdem schon der grobe Überblick über Merkels Itinerar den weiteren Bedeutungsgewinn der EU-Institutionen (Abbildung 5). Auch hierbei handelt es sich lediglich um eine erste Annäherung; offensichtlich ist jedoch, welch hohen Stellenwert die EU Anwesenheit auf Spitzenebene in den Jahren kurz vor Ausbruch der Pandemie einräumte. Erinnern wir uns: Institutionalisiert hatte man solche Treffen als Europäischer Rat erst in den 1970er-Jahren. Bis dahin waren Staats- und Regierungschefs lediglich sporadisch zusammengetreten, etwa beim erwähnten Haager Gipfel 1969. Der Unterschied zur jüngeren Vergangenheit könnte größer nicht sein.

Von jener „summit fatigue“, die Experten vor einigen Jahren sahen, ist somit wenig auszumachen (Abbildung 6).⁹⁶ Daran hat sich, wie hier ergänzt sei, durch den Ausbruch der COVID-19-Pandemie nichts verändert. Trotz schwieriger Rahmenbedingungen gelten Treffen des Europäischen Rats sogar als besonders wichtig: So trat 2020 der Europäische Rat unter hohen Auflagen immerhin dreimal in Präsenz zusammen, während die EU die entsprechenden Formate der Fachminister:innen

94 Vgl. zu dieser Krise etwa Philip Bajon, Europapolitik „am Abgrund“. Die Krise des „leeren Stuhls“ 1965–66, Stuttgart 2012.

95 <https://www.bundeskanzlerin.de/bkin-de/angela-merkel/terminkalender/> (5.5.2021). Im Terminkalender werden nicht Angaben für alle Kalendertage des Jahres gemacht, insofern bleibt die Zahl der genannten Tage unter den Gesamttagen des Jahres.

96 Vgl. etwa Melissen, *Summitry*, 2003; Carl Death, *Summit Theatre: Exemplary Governmentality and Environmental Diplomacy in Johannesburg and Copenhagen*, in: *Environmental Politics* 20 (2011), 1–19; Andrew F. Cooper, *The G20 as an Improvised Crisis Committee and/or a Contested „Steering Committee“ for the World*, in: *International Affairs* 86/3 (2010), 741–757; David Camroux, *The European Union and ASEAN: Two to Tango?*, Paris 2008.

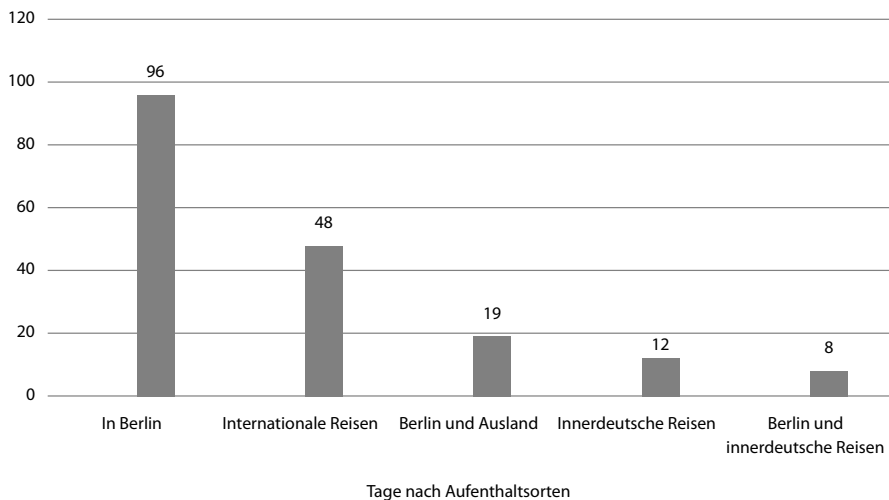


Abbildung 4: Aufenthaltsorte von Angela Merkel im Jahr 2018, in Tagen
 Quelle: Eigene Darstellung

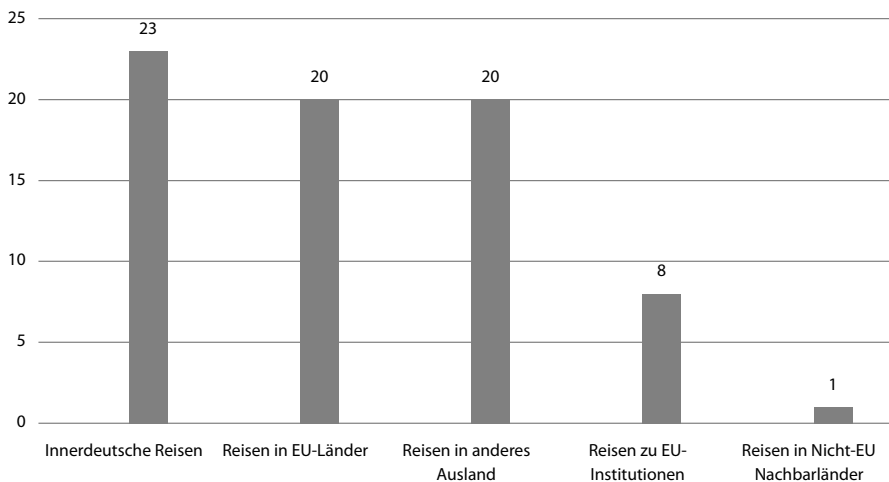


Abbildung 5: Reiseziele von Angela Merkel nach Länderkategorien im Jahr 2018, in Tagen
 Quelle: Eigene Darstellung



Abbildung 6: Reiseziele von Angela Merkel im Jahr 2018, Weltkarte
 Quelle: Eigene Darstellung

weitgehend auf Videokonferenzen verlagerte.⁹⁷ Insofern unterstreicht die Pandemie für die Spitzenebene die der Anwesenheit zugeschriebene Rolle nur noch weiter.

Jenseits der Bedeutungszuschreibung, möglicher Funktionen, der zunehmenden Frequenz und der sich wandelnden Itinerare möchte ich schließlich mögliche Gründe für das sich zunehmend intensivierende und institutionalisierende Anwesenheitsregime per Gipfel durchmustern.

Erstens ist auf technologische Innovationen, vor allem im Verkehrswesen, zu verweisen. Besonders das Flugzeug macht es leichter, an sehr unterschiedlichen Orten in rascher Folge anwesend zu sein; noch vor hundert Jahren wäre das Itinerar des heutigen Spitzenpersonals schlicht nicht umsetzbar gewesen.⁹⁸ Der erste Regierungschef, der dieses neue Verkehrsmittel für Gipfeltreffen einsetzte, war 1938 der britische Premier Neville Chamberlain mit seinen drei Treffen mit Hitler, die schließlich zum Münchner Abkommen führen sollten – ein Tiefpunkt der Diplo-

97 Vgl. Werner Mussler, Geschäftig bis in die letzten Stunden, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.12.2020. Normalerweise sind mindestens vier Sitzungen des Europäischen Rats pro Jahr vorgesehen. Aus systemtheoretischer Perspektive wirft einen historischen Blick auf Anwesenheit und COVID-19 Schlögl, Corona, 2020.

98 Vgl. dazu, wenngleich tendenziell einem technologischen Determinismus folgend, David H. Dunn, What Is Summitry?, in: ders., Diplomacy, 1996, 3–22; Erik Goldstein, The Origins of Summit Diplomacy, in: ebd., 23–37; Melissen, Summitry, 2003.

matiegeschichte verbindet sich so mit einer Verkehrsrevolution auf Spitzenebene.⁹⁹ Technik, besonders wenn man den Begriff breit versteht, spielt auch auf vielen anderen Ebenen eine Rolle. Der Übergang von der konsekutiven zur Simultanübersetzung fiel für die Gipfel der beiden Supermächte zum Beispiel erst in die 1980er-Jahre.¹⁰⁰ Zugleich ist Technik nur ein notwendiger, kein hinreichender Faktor. Telefon, Fax, Internet und vieles mehr hätten zu der Sicht führen können, dass Gipfel überflüssig seien. Dies war jedoch nicht der Fall.

Zweitens könnte man von einem Schneeballeffekt im Verlauf der Dekaden sprechen. Die Erfahrungen der großen Gipfeltreffen der Alliierten während des Zweiten Weltkrieges ließen Ansätze entstehen, an die man nach 1945 anknüpfte. Die allgemeine Zunahme internationaler Foren ließ das Gipfelmodell als umso naheliegender erscheinen. Dieser Trend verstärkte sich seit den 1970er-Jahren weiter.¹⁰¹ Allerdings hätte man es genauso gut bei grenzübergreifenden Zusammenkünften nachgeordneter Instanzen belassen oder ganz auf solche Formate verzichten können. Dies geschah nicht; stattdessen nahmen die Gipfeltreffen zu. Insofern ist die Schneeball-Metapher problematisch, da sie eine Zwangsläufigkeit nahelegt, die es so nicht gab.

Spezifischer für die Staats- und Regierungschef:innen und ihre Arbeit ist dagegen drittens, dass global gesehen viele Gesellschaften seit der Nachkriegszeit eine Tendenz zur Zentralisierung ihrer Außenpolitik in der Spitze der Exekutive durchlaufen haben, die somit unter stärkere Kontrolle der jeweiligen Staats- und Regierungschefs gelangte. Dabei handelte es sich lediglich um einen Trend, der die verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich stark und zu verschiedenen Zeiten prägte, zugleich aber jeweils Gipfeltreffen nahelegte. Global wirkte außerdem das Anwachsen der Zahl souveräner Staaten seit 1945 in eine ähnliche Richtung, da es den Regelungs- und Koordinierungsbedarf erhöhte. Junge Staaten verfügten zudem häufig über keinen eingespielten außenpolitischen Apparat. All dies legte Treffen der obersten Ebene der Exekutive nahe, allerdings ebenfalls ohne hinreichende Gründe für diese zu liefern.

Viertens sei nochmals auf die wachsende Rolle der Medien und einer kritischen Öffentlichkeit und Bürgerschaft verwiesen. Das politische Führungspersonal muss vor diesem Hintergrund für die Wählerschaft in innen- wie außenpolitischen Fra-

99 Vgl. David Reynolds, *Twentieth Century Summitry and the G7 Process*, in: Mourlon-Druol/Romero, *International Summitry*, 2014, 11–22, 13–14; dazu auch Tim Bouverie, *Appeasing Hitler: Chamberlain, Churchill and the Road to War*, London 2019.

100 Vgl. Kristina Spohr/David Reynolds, *Summits, Statecraft, and the Dissolution of Bipolarity in Europe, 1970–90*, in: dies., *Transcending*, 2016, 233–251, 243.

101 Vgl. zur Zunahme inter- und transnationalen Organisationen Akira Iriye, *Global Community: The Role of International Organization in the Making of the Contemporary World*, Berkeley 2002, v.a. 37–59.

gen sichtbar sein. Gipfel gelten häufig als Bühnen, um den eigenen Beitrag zu unterstreichen.¹⁰² Da Gipfel, wie gezeigt, von der Öffentlichkeit besonders in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren kritisch gesehen werden, scheint es sich jedoch auch hierbei um keine notwendige Bedingung zu handeln.¹⁰³

Der letztlich entscheidende Faktor für den immensen Bedeutungsgewinn von Gipfeln für Anwesenheitsregime der internationalen Politik scheint mir vielmehr anderswo zu liegen. Gipfel und damit Face-to-Face-Interaktion auf Spitzenebene, so die These, haben so sehr an Bedeutung gewonnen, weil sie als sinnvolle Reaktion und überzeugender Bearbeitungsmechanismus für eine als zunehmend undurchschaubar, globalisiert und beschleunigt wahrgenommene Welt verstanden werden. Sie gelten als hilfreiche Mechanismen zur Reduktion von Komplexität, rascher Entscheidungsfindung und Legitimation sowie der medialen Dramatisierung politischen Handelns und insofern als überzeugender Krisenreaktionsmechanismus. Der französische Präsident Pompidou brachte dies 1973 auf den Punkt, als er in einem Gespräch mit Kanzler Brandt die Notwendigkeit solcher Gipfel auf westeuropäischer Ebene unterstrich: Die Treffen dienten dazu, „um festzustellen, ob man wirklich vorankomme und nicht auf der Stelle trete“, und dazu bedürfe es Zusammenkünfte der „Hauptverantwortlichen [...], um miteinander zu sprechen und sich von der Lage der Dinge zu überzeugen, selbst wenn sie sich sehr offen und frei die Meinung sagen müssten“.¹⁰⁴ Die Suche nach Nähe per Anwesenheit erweist sich somit als ein eigenständiger Faktor, der als solcher zu verstehen und zu untersuchen ist. Daran hat selbst Corona nichts Grundsätzliches geändert. Für die Geschichte der Gipfeltreffen verweist dies auf das Paradox der Anwesenheit: Je weniger sie technisch notwendig ist, als desto unverzichtbarer gilt sie.

Um damit zum Schluss meiner Ausführungen zu kommen: Wie hier gezeigt werden sollte, ist Anwesenheit ein unterbelichteter Gegenstand der Geschichte, der durch die Analyse von Anwesenheitsregimen erschlossen werden kann. Dies erlaubt nicht nur das interdisziplinäre und transepochele Gespräch voranzubrin-

102 Vgl. Melissen, *Summitry*, 2003.

103 Was nicht heißen soll, dass es an den Gipfeln in der Zeit des Kalten Krieges keine öffentliche Kritik gab; dazu zusammenfassend Spohr/Reynolds, *Transcending*, 2016.

104 Hans-Peter Schwarz/Helga Haftendorn/Klaus Hildebrand/Werner Link/Horst Möller/Rudolf Morsey (Hg.), *Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland, 1973*, München 2004, Bd. III, Nr. 393: Gespräch Bundeskanzler Brandt mit Staatspräsident Pompidou, 26.11.1973, Zitat 1918.

gen, sondern auch verschiedene Zugänge der Geschichtswissenschaft auf fruchtbare Weise neu zu kombinieren – sei es die Technik- und Infrastrukturgeschichte,¹⁰⁵ die Emotionsgeschichte,¹⁰⁶ im Fall der Gipfel die Politikgeschichte, darüber hinaus etwa die Architekturgeschichte, kulturhistorische Zugänge oder die Sozialgeschichte bei der Frage von an- und abwesend, von sichtbar und unsichtbar. Anwesenheit erlaubt, über Körper sowie das Ausbalancieren zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten neu nachzudenken. Dass Anwesenheit für die Sportgeschichte¹⁰⁷ so wichtig ist wie für die Geschichte religiöser Riten,¹⁰⁸ dürfte ebenso offensichtlich sein wie allgemein die Vielschichtigkeit von Anwesenheitsregimen und ihr Wandel, die zugleich in die Veränderungen breiterer Interaktionsregime eingebettet sind.

Wie anhand der Philosophiegeschichte angedeutet, stellt sich zudem in transepochaler und globalhistorischer Perspektive die Frage, in welchen Kontexten Anwesenheit im Vergleich zum Austausch über Distanzmedien, mit transzendenten Wesen oder etwa Dingen ein besonderer Stellenwert eingeräumt wurde. Die hier knapp skizzierte Geschichte der Gipfeltreffen verdeutlicht, dass Fragen der Anwesenheit in der globalisierten Welt der Gegenwart an Bedeutung gewonnen haben. Generalisieren lässt sich dieser Befund für die Gipfeltreffen jedoch nicht. Vielmehr verweist er auf ein Desiderat der Forschung.

Globalhistorisch spricht manches dafür, dass Anwesenheit vielerorts lange keine eigenständige Kategorie war,¹⁰⁹ was gängige Vorstellungen, gerade vormoderne und außereuropäische Gesellschaften in ihrem Face-to-Face-Charakter zu fassen, konterkariert und die besondere Aufladung von Anwesenheit in der Moderne umso bemerkenswerter macht. Das gilt auch für das digitale Zeitalter, mit dem neue Formen der Kommunikation zwischen Menschen hinzugekommen sind, die aufgrund ihrer hohen Interaktionstiefe bisher übersehene Fragen an die Geschichte von Anwesenheit aufwerfen. Distanzkommunikation und Anwesenheit lassen sich nicht mehr so klar trennen, wie es etwa die Systemtheorie seinerzeit postulierte. Das stellt meines Erachtens aber nicht die Eigenqualität von Anwesenheit in Frage, sondern lediglich jene bislang dominante Logik, laut der sich andere Formate an Anwesenheit maximal asymptotisch annähern.

105 Vgl. etwa Trevor Pinch, *The Invisible Technologies of Goffman's Sociology: From the Merry-Go-Round to the Internet*, in: *Technology and Culture* 51/2 (2010), 409–424.

106 Vgl. etwa Miard-Delacroix/Wirsching, *Emotionen*, 2020.

107 Vgl. dazu aus soziologischer Perspektive etwa Marion Müller, *Kopräsenz und Körperlichkeit im Sport: Zum Verhältnis von face-to-face-Interaktion und sozialer Praxis am Beispiel des Fußballspiels*, in: Heintz/Tyrell, *Interaktion*, 346–368.

108 Vgl. z.B. William A. Christian, *Divine Presence in Spain and Western Europe, 1500–1960: Visions, Religious Images and Photographs*, Budapest 2012.

109 Vgl. Byung-Chul Han, *Abwesen. Zur Kultur und Philosophie des Fernen Ostens*, Berlin 2007.

All dies verweist auf die großen Erkenntnispotenziale einer Analyse von Anwesenheit. Angesichts der Bedeutung, die dem Raum besonders seit dem *spatial turn* zugebilligt wird und angesichts des immensen Interesses der neueren Forschung an Emotionen ist eigentlich erstaunlich, wie wenig Licht bisher auf Anwesenheit gefallen ist. In diesem Sinne steht jene „neue Geschichte“, von der oben in Anlehnung an Braudel die Rede war, vor der Aufgabe, sich endlich auch dem Naheliegenden zuzuwenden – so voraussetzungsvoll dessen Untersuchung auch sein mag.